

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Grüß Dich Gott mein Badnerland!

Hesselbacher, Karl

Lahr, 1915

urn:nbn:de:bsz:31-39731



Grüß Dich Gott
mein
Badnerland!

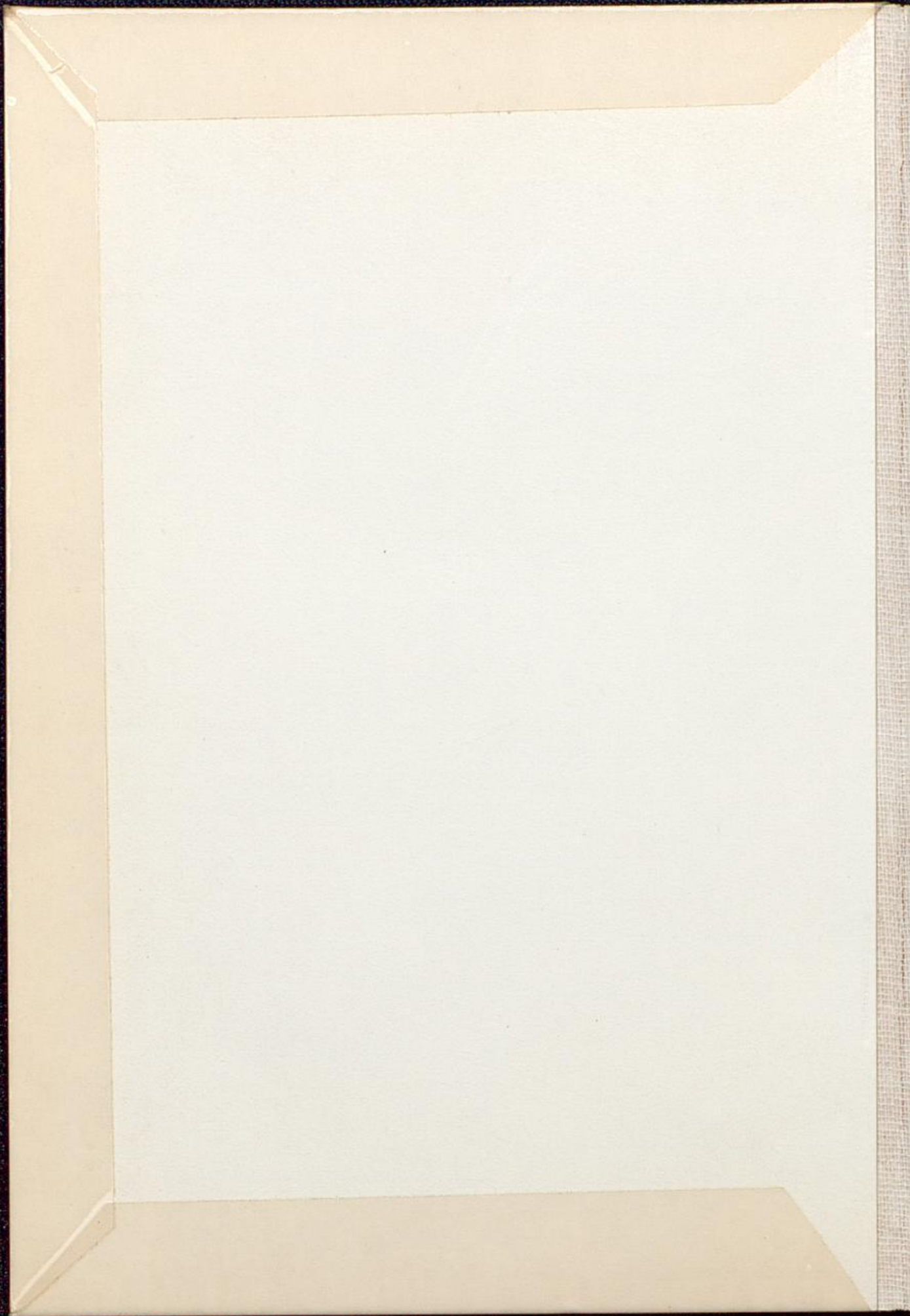
GM

85 A

1579



A. G. 14



Dem Bad. Armeemuseum
Karlsruhe i. B.

überreicht

Dr. v. Meißner
Hohenheim
Berlin 1937

Dipl. A 102

Grüß Dich Gott
mein
Badnerland!

Eine Weihnachtsgabe
Badens Kriegern dargeboten
vom Badischen Landesverein
vom Roten Kreuz

Herausgegeben unter Leitung
von Karl Hesselbacher
und Heinrich Mohr
Buchschnuck von Otto Eichrodt

Druck von Moritz Schauenburg
in Lahr in Baden

Jan 1917 J

9

85 A 1579 GM



Dem Bad. Armeemuseum
Karlsruhe i. B.

überreicht

Dr. v. Meißner
Hohenheim
Berlin 1937

Dipl. A 102

Grüß Dich Gott
mein
Badnerland!

Eine Weihnachtsgabe
Badens Kriegern dargeboten
vom Badischen Landesverein
vom Roten Kreuz

Herausgegeben unter Leitung
von Karl Hesselbacher
und Heinrich Mohr
Buchschnuck von Otto Eichrodt

Druck von Moritz Schauenburg
in Lahr in Baden

Jan 1917 J



Weihnachtsandacht von Heinrich Mohr.

Wo ist deine Seele, Freund? Heute haust sie nicht im Feindesland, heute weilt sie in der Heimat. Wie ein schneller kleiner Vogel hat sie Flügel genommen und ist fortgeflogen im roten Abendschein, weit über Tal und Berg, über Strom und Wald. Jetzt sitzt sie am weißverschneiten Fensterbrett und blickt durch die Scheibe in die helle Stube. Der Christbaum brennt und, ja — da stehen sie, die Lieben alle, sie schauen in den Glanz und fangen an leise zu singen: „Stille Nacht . . .“

Was fährst du über die Augen? — O Fest der Liebe, heimelig und warm wie keines mehr, dich müssen wir Krieger feiern in fremdem Land, mit blutgeröteter Hand, zwischen vereisten Sümpfen und verwehten Bergen, in nassen Gräben und zugigen Quartieren? Warum durften wir endlich nicht dieses Jahr daheim sein zu Weihnachten?

Er will euch fast die Brust zersprengen, der heiße Wunsch nach dem Ende des Mordens, nach dem Morgen der Heimkehr. Aber Gott hat es anders gelitten. Und er weiß, was er gewollt. Er hat von Ewigkeit her den Zeiger seiner großen Weltenuhr auf eine bestimmte Stunde gestellt, die Uhr geht stetig ihren Gang, und einmal da holt sie zum Schlage aus. Wie lange mußte einst die Menschheit auf die Ankunft des Erlösers warten, nicht bloß Jahre, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende! In den lichten Nächten erhoben die Frommen ihre Augen zum Himmel, und sehulich wie ihr nach dem Friedensstern forschten sie nach dem Stern, der aufgehen sollte aus Jakob. Sie riefen mit gewaltigem Drang, daß der Herr nach seiner Zusage den senden

möge, der die arme Welt aus ihrer Not erretten würde. Das Sehnen dieser Frommen war gesund, ihr Beten demuthsvoll, nichts Kränkliches und Ungeduldiges war darin. Der treue Gott hat die rechte Zeit ausgesucht für seine Erbarmung, darauf vertraute ihr männlich-fester Glaube. Und in der That, als die Zeit sich erfüllt hatte, fanden die Hirten mit freudeklopfendem Herzen das Kindlein im Stall. Seid Helden im Glauben, eisenhart und unverzagt, ihr deutschen Männer draußen! Der Vater sandte seinen Sohn, er sendet auch den Frieden zur rechten Zeit. In Trübsal und Freude weiß ich mit aller Bestimmtheit das eine: Gottes Herrschaft ist lauter Weisheit und Liebe; was er will und was er tut, ist uns zum Heil und ewig gut.

Und legt euch der Herr das bittere Weh der Trennung, die schwere Last des Krieges auf an diesem freudenreichen Tage: sie gingen ja auch einer harten Weihnacht entgegen, die beiden stillen Wanderer, die sich im Abendnebel Bethlehem näherten. Im Augenblick, da sie die gebenedeite Frucht ihres Leibes gebären sollte, mußte die heilige Mutter mit ihrem Gemahl fort von Haus und Heim. Auf den Höhen des jüdischen Gebirges, in Bethlehem war es winterlich kalt, da fiel vielleicht Schnee. Und in solcher Jahreszeit und unter solchen Umständen nicht einmal ein schützendes wärmendes Dach über dem Kopf, ein Quartier so schlecht und frostig, wie es eben ein offener Stall bietet! Und was das Uergste war für das liebende Herz: nur eine Futterkrippe mit rauhem Stroh als Wiege für das neugeborene Kind! Seht, Kameraden, das war Weihnachten der heiligen Mutter. Ein trauriges Weihnachten — und doch überströmend von Trost und Jubel für Maria! Sie pries sich glücklich, in Prüfung und Leiden sich als die Magd des Herrn bewähren zu können. Der Gesang der Engel tönte durch die helle Nacht, nie hörte Menschenohr ein süßeres Lied. Und sie hielt in ihren Armen das Heil der Welt, sie drückte an ihre Brust Gottes fleischgewordenes Wort, das sie ihr Kind, ihren Sohn

nennen durfte. Was will da noch Trennung und Kälte und Armut bedeuten bei solchem Glück? Was ist eine Maiennacht voll Duft und Liedern gegen die Weihnacht der Mutter des Herrn! O Maria, wir wünschen dir Glück zu all deiner Seligkeit im kalten Stall, an der armen Krippe deines Kindes! Deine Seele sang vor Wonne noch süßer als draußen die himmlischen Heerscharen.

Kamerad, kann ein Tröpflein solcher Himmels-seligkeit nicht auch in deine Seele fallen heute? Ja, tausendmal ja! Die Freude ist da in dem Augenblick, wo du dich willig in Gottes Willen hingibst und damit geistigerweise das himmlische Kind in dein Herz herabziehst. Das ganze Geheimnis des Glückes für dich liegt darin, daß du nichts anderes begehrt, als was Gott dir schickt, daß du das tust, was Gott jetzt und an diesem Orte von dir will. Ueberall auf einsamem Feld, in tiefem Stollen und Keller, wo ein Kriegerherz heute in dieser heiligen Liebe entbrennt, da liegt Bethlehem, da steht das Kripplein. Dein Herz selber ist der Stall und das Bettlein, darin der neugeborene Heiland ruht. Du kleines Kind, du großer Gott, deines Vaters Wille sei auch mein Wille, und mein Herz soll deine Herberg sein. Ja bleib darin bis an mein Ende und ewiglich!

Was ist für dich, Kamerad, des Vaters Wille? Komm und sieh es an seinem Sohne! Arm und elend wird er geboren. Seine Königsburg ist der Viehstall, sein goldenes Wiegenbett die Krippe. Der Stall ist ohne Tür und kein Feuer darin, eisig bläst der Wind herein. Wie ist das Lager von Stroh so hart! Und die Windeln sind sein ganzes Gewand. Das Kindlein friert. Sein kleines Haupt trägt schon die Dornenkrone, heute fängt es an zu leiden. Und leiden wollte es ja, bluten und büßen für unsere Sünden, dazu sandte der Vater seinen Sohn vom Himmel auf die Erde, aus der schönen Heimat in die Verbannung. Nun denk an dich, mein Freund! Bist du weggerissen aus deinem trauten Heim und von den Deinen in die feindliche Fremde? Liegst du in vorderster Stellung ohne Deckung, ohne Feuer,

selbst ohne ein Büschlein Stroh, die Wände glitzernd von Reif und Eis, die Hände blau und steif? Bist du todmüde vom Bergen der stöhnenden Verwundeten und gibt es für dich keine Stunde Ruhe und Schlaf in dieser heiligen Nacht? Du mußt leiden, Blut und Leben wagen für das Glück anderer, deiner Familie und deines Volkes. Und das hat dir Gott so auferlegt, daß du seinem Sohne ähnlich werdest, gleichsam sein leidender Kamerad seiest. Nimm all dieses Bittere und Schwere des Krieges, auch das Sterben, falls es kommen sollte, aus der Hand des himmlischen Vaters an. Das wird dich zum allerglücklichsten Menschen machen. Denn du leidest wie Jesus und du leidest mit Jesus. Leiden und fröhlich sein — es klingt undenkbar, wie sinnloser Widerspruch. Ist aber nicht einmal einer der größten Menschen in den Ruf ausgebrochen: „Ich ströme über von Freude in aller meiner Trübsal“? Der Christ liebt das Kreuz, weil es vom Vater droben stammt, weil sein Erlöser es trug und ihn zum Nachtragen einlädt. Und so geht ihm im Leid die Sonne der Freude auf. Es ist eine Sache, die man selbst erfahren muß, ein Erleben der göttlichen Gnade. Probiere es, nimm willig dein Kreuz an, so wird sich auch an dir erfüllen, daß Leiden mit Jesus zum fröhlichsten Weihnachtsmenschen macht!





Von Ludwig Finckh.

Als ich ein kleiner Bub war, spielten wir an Regensonntagen Seefahrer. Da war auf einer großen Karte ein blauer See gemalt, der streckte ein paar Buchten aus ins Land hinein, sah aus wie ein alter Stiefelzieher, und längs und ringsherum standen Städte, Berge und Burgen gebaut, daß einem das Herz im Leibe lachte. Ich war eine geborene Landratte, sauber und waschecht, und wußte nichts vom Wasser, als was mir unsere silbrigen Albbäche erzählten, die stillen Gumpen, wo wir versthohlen Krebse und Grundeln fingen, und die mühlentreibende, aber oft nach Loh, Leder und Farben riechende Schatz.

Das Spiel hat unsere Funken oft angeblasen, daß sie lichterloh brannten. Ein paar Würfel hin und her, und unsere Bleischiffchen fuhren auf dem Kartensee herum von Stadt zu Stadt, überholt von Glücklicheren, mit gutem Wind, in Nebel und Sturm, wie's das Würfelglück wollte. So kannte ich alles am See, was Namen hatte, wie meine Hosentasche.

Und eines Tages schmeckte ich die Seeluft wirklich. Mein Vater, ein wanderlustiger Mann, machte ein Reisle ins Hegau, und ich durfte mit. Des Vaters Fußreisen waren berühmt. Immer zur rechten Zeit, wenn wir ansingen, müde zu werden, kam irgendwo eine Kutsche, ein Einspänner her, und wir durften einsteigen und mitfahren. So trabten wir nun auch zwischen den Hegaubergen rum, unter denen die fruchtbaren Aecker und Dörfer sich noch so verschwiegen und unentdeckt breiten. Im Morgennebel ging's den Hohentwiel hinauf. Auf halber Höhe, hinterm Friedhof, schimmerte die nasse Felswand mit einem gelben Schein im grauen Untergrund. Da lief ein Spalt im Felsen hin, wie von einer Goldader ausgefüllt. Das spielte von Strohgelb bis zum

dunkeln Orange mit Strahlen wie kleine Sonnen; und war ein Halbedelstein, den man nur hier und am Höwen findet, der Natrolith, aus dem man drunten Schmuck schliff und als Tigerauge in die Welt hinausgab. Hier im Urgestein schlief er, noch selten gestört von den Hämmern kundiger Geologen.

Als wir dann durch die Mauer- und Torwuchten auf die Kuppe gekommen waren im blinden Dunst, und nichts erwarteten als Wolkenrieseln, da riß das Nebelmeer unter uns auseinander, die Schwaden rückten ab, und vor uns lag im herben Morgenduft über dem brauenden Dampf, von der Sonne getroffen, der See, glänzend und sich schüttelnd in der eigenen Schönheit.

Geschaut und geahnt hab' ich den Bodensee damals von ferne und mir Freude an ihm getrunken. Berührt mit eigenen Händen habe ich ihn erst viel später. Ein Abend steht vor mir, die Sonne wollte untergehn. Wir fuhren bei Rheineck mit der Eisenbahn dem Ufer entlang. Mit einem Male flammte der See wie eine große Feuersbrunst, die ganze gewaltige Wasserfläche war ein Flammenmeer, gelb und gold, dann blutigrot, purpurn, rosa, eine Wandlung des Wassers in zwanzig satten Tinten, und wie ich noch staunte und nicht glauben konnte, daß es der See und daß die ungeheuern Farben Wasser wären, schlug der Schimmer in Violett, in Blau und Lila um und war ein namenlos prächtiges Farbenspiel, desgleichen alle Regenbogen, Mitternachts-sonnen und andere Zauberkünste der Erde kaum werden spielen können. Und während ich noch in stummem Entzücken schwelgte und zum erstenmal die Herrlichkeit Gottes und des Alpenglühens in ihren Spiegeln merkte, erlosch das Wunder, und es war still und Nacht.

Seither ist viel Wasser den Berg hinuntergeflossen. Ich habe viele Steine umgedreht auf der Straße, ich habe manchen flachen Kiesel über die Wasserdecke fliegen lassen, daß er ein duzendmal drauf tanzte, und hab' mir weiters keine irdischen Schätze gesammelt als hie und da eine Muster in meinen

Weiher, ein paar Laugele oder einen schönen Kräher in die Pfanne, wo der vorstige Kerl mit den schwarzen Hyänenstreifen auf den gelbgrünen Schuppen in seinen Räuberlorbeeren schmorte. Ich hab' mir die Sohlen abgelaufen nach dem Glück und bin nach einigem Stranden und Hörnerabstoßen ein leidlich ruhiger und gestandener Mann geworden. Das Schicksal, das es immer gut mit mir meinte, hat sich an mir gelehrt und hat mir auf meine alten Tage noch meine Knabensehnsucht erfüllt: es hat mich an den Bodensee geworfen.

Unten am Strand in den Streuwiesen, im Ried und Schilf, kann man unter den Weidenbüschen, so oft man vorbeigeht, ein Lager aus Heu oder Streu finden, voll bräunlicher Haare zusammengedrückt; wenn man es anrührt, ist es noch warm. Wer einen Hund hat, muß ihn an der Leine führen, sonst verschwindet er hinter dem nächsten Hasen her.

Ja, die Hasen haben's verschmeckt, wie ungeschoren es sich am See lebt. Sie laufen mir durch meinen Garten, nagen meine Obstbäume an, machen Männchen, überkugeln sich und tun, als ob mich die ganze Geschichte gar nichts angehe

Den Hasen habe ich's abgelauscht.

Da lieg' ich nun als Seehas in meinem Nest, bin heimisch geworden an dem lieben Wasser wie dazumal auf der Karte und trinke Seeluft in vollen Zügen ein. Es tut mir auch kein bißchen andt nach Stadtschmack und Straßenstaub. Zur Rechten wohnt mir der Töpfer, zur Linken der Waldhüter, und gradüber ist ein Misthausen. Der gehört mir. Ich laß die Möwen übers Wasser fliegen und den hingeworfenen Brotbrocken aus der Luft auffchnappen, die grauweißen Seetauben mit ihrem Sturmgeschrei. Der Grül, der Regenpfeifer, segelt durch die Wolken, große graue Reiher steigen am Himmel hin, Schneegänse und Wildenten ziehen übers Wasser, schwere Bläßhühner und pudrige Taucherentchen flattern und wiegen sich auf den Wellenhügeln, und freuen sich, wenn's bläßtrig wird; es ist eine tapfere Musik, wenn die Winde blasen. Manchmal am Strand

wirft mir eine Welle einen Gruß zu von der Welt draußen, eine Schwanenfeder, eine tote Katze, einen verlorenen Blumenkohl; manchmal seh' ich mit zu, wie die Natur baut und arbeitet, wenn sie kleine Kalkringe mit Löchern bildet, Schneklisand, der sich aus unsichtbaren Algen und Kalkmörtel aufmauert. Manchmal auch klopft die Vergangenheit mit stillem Finger auf den Boden, weist mir einen hörnernen Glätter, ein Stück Fischernez von Pfahlbauern, eine bronzene Riemenzunge oder schwarze verkohlte und verschrumpfte Getreidekörner und Holzäpfel auf und sagt mir Geschichten ins Ohr von vor zehntausend Jahren und von nackten starken Menschen mit Waffen und Werkzeug aus hartem Gestein, die dieselben waren am Bodensee und in Indien.

Ehrfürchtig lausche ich ihnen, und denke mit Lächeln der heutigen Menschenzeit, die mit ihrer Weisheit in Gottes Werkstatt hereingefahren ist und jeden Pulsschlag und Atemzug geregelt hat.

Aus „Inselfrühling“ von Ludwig Finckh (Stuttgart, Strecker & Schröder) mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.





Der Meßkircher mit dem folgſamen Weib

Aus der Zimmernſchen Chronik.

Zu des Herrn Gottfried Werners von Zimmern (1484—1554) Untertanen gehörte auch ein Bürger zu Meßkirch, Paule Hebenſtreit genannt. Einſt an der Faſtnacht kam er zu etlichen guten Geſellen in des Jakob Kenniſfelds Haus. Da jedermann wußte, was er für ein böſes Weib hatte, fiel bei der Zeche die Frage, wer das gehorſamſte und folgſamſte Weib habe; das war alles auf den Hebenſtreit zugespitzt. Der rühmte nun ſeiner Hausfrau Gutmütigkeit mit vielen Worten. Da wettete die ganze Geſellſchaft um die Zeche, und der Hebenſtreit ſchickte einen Knaben zu ſeinem Weib mit dem Begehren, ſie ſolle ihm einen Zipfel von ihrem Bettuch ſchicken. Obwohl nun das Weib ungern willfahrte, ſo ſchnitt ſie doch einen Zipfel vom Bett ab. Damit hatte der Hebenſtreit wider alles Erwarten die Wette redlich gewonnen.

Weil nun aber damals in Meßkirch der Brauch war, daß der Prediger einen guten Schwank zum beſten gab, ſo erzählte der damalige Pfarrer, Herr Adrian Dornfogel, am Oſterttag nach der Predigt, wie gehorſam und folgſam die Frau des Hebenſtreit ſei; darum verdiene er vor den andern als ein Meiſter in ſeinem Haus, was zu Meßkirch ſeltſam und ungewöhnlich ſei, gerühmt zu werden, und es ſei auch billig, daß er den herrlichen chriſtlichen Lobgeſang, das „Chriſt iſt erſtanden“, allen voran zu ſingen anfange. Dieſe Rede verdroß den Mann ſo ſehr, daß er laut auf den Pfarrer fluchte, er wolle, daß er alle Plagen hätte, und aus der Kirche hinausging. Jedermann lachte. Da niemand von den Männern ſingen wollte, ſagte Herr Adrian, der Pfarrer: „Iſt das nicht zum Erbarmen? Ich habe den Männern billigerweiſe die Ehre zuteilen wollen, daß ſie Meiſter im Hauſe ſeien. Aber keiner, auch der nicht,

so sich des in Wahrheit hätte rühmen können, hat annehmen wollen. Damit aber jemand die Meisterschaft im Haus habe, so soll eine unter den ehrbaren Frauen, die sich in ihrem Haus Meister zu sein dünkt, den herrlichen Lobgesang mit Freuden anstimmen!" Der Pfarrer konnte das Wort nicht ausreden, es wollte keine unter den Weibern die letzte mit Singen sein, und es fingen zumal über hundert zugleich an.





Von Franz Meyer.

Am Nordabhang des rebenreichen Kaiserstuhles liegt Emdingen, ein uraltes Städtchen. Heiter und träumerisch ruht's im Thal. Der Hauch längstvergangener Zeiten weht durch seine breiten Straßen und winkeligen Gäßchen, um die Reste seiner Ringmauern und Tortürme. Und mit Zähigkeit hält sein biederer, lebensfroher Menschenschlag an manchem alten, frommen Brauche fest. —

Es ist heilige Christnacht, die Mitternachtsstunde naht. Die Türen öffnen sich, und aus allen Häusern eilen Menschen zu den öffentlichen Brunnen der Stadt. Nur leise sprechend umstehen sie den Brunnen, alt und jung, groß und klein. Jedermann sucht möglichst nahe an eine Röhre heranzukommen. Nun tönt wuchtig der erste Glockenschlag der Mitternacht von den Türmen. Ein Drängen und Stoßen, man hört nichts mehr als das Klirren aufeinanderstoßender Steinkrüge und das Plätschern und Rauschen des Wassers. Und wie der zwölfte Glockenschlag verklungen ist, haben alle ihre Krüge mit „Heilwog“, heiliger Woge, gefüllt.

Jetzt stellen sie sich um den Brunnen herum. Eine Stimme hebt an: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ . . . Im Chore fallen die andern ein. Immer voller und rauschender wird der Sang. Wie Posaunenschall und Orgelklang jubelt und jauchzt es in die Luft, immer weiter und höher, immer reiner und froher, bis es sich mischt und eint mit den Engelsharmonien droben am strahlenden Sternenhimmel. Nie klingt machtvoller aus seliger Brust ein Lied als in dieser Geburtsstunde des Heilandes, des Retters der Welt. Ein zweites, ein drittes Weihnachtslied folgt, am Schluß das Te Deum. Alle sagen sich gegenseitig gute Nacht, und jeder geht nach seiner Wohnung.

Auf der Türschwelle spricht der Bringer des heiligen Wassers den Segensspruch:

„Guch Glück ins Hüs
Und Unglück rüs!“

Dann tritt er ins Zimmer. Drinnen trinken alle Glieder des Hauses vom Heilwog. Was übrig bleibt, wird ins Weinsfaß geschüttet.

Ueber den Ursprung des Brauches berichtet die Sage: Vor alter, alter Zeit ging eine Jungfrau in der heiligen Nacht zu einer Quelle nahe vor der Stadt. Schießmauerquelle hieß man sie, und wundertätige Heilkraft ward ihr nachgerühmt. Durch rasendes Schneegestöber eilte die Jungfrau dahin. Todkrank lag ihr daheim die Mutter. Von der Heilkraft des Wassers erhoffte sie Genesung. Als die Jungfrau zur Mutter zurückkam, war statt des Wassers reiner Rotwein im Krüge. Und von dem Trunk wurde die Kranke wieder gesund. Und seit jener Zeit holt man in der Christnacht an den Brunnen Heilwog.

Winter auf dem Walde.

Von Lucian Reich.

So weit man umherblickt in der beschneeten Landschaft, auch nicht ein menschliches Wesen! Nur Raben und Schneegeier umflattern das öde Gefilde, während scharfe Windswehen hohe weiße Schanzen und Wälle vor die Hütten werfen, so daß der Hausvater des Morgens weder Läden noch Haustüre zu öffnen vermag, weil der Schnee draußen bis an die Dachtraufe reicht. Glückliche, wenn's den Bewohnern gelingt, bis zum Nachbar ein Tunnel zu schaufeln, um zu erkundigen, ob dieser noch am Leben sei! Einmal lag ein einsamer Bauernhof am Feldberg mit den Bewohnern wochenlang unter dem Schnee begraben, bis endlich, es war gerade Karfreitag, Umwohnende den Dachfirst aus der Wahrdecke hervorrugen sahen und nun zu Hilfe zogen. Man brach ein Loch in das Dach und rief hinunter,

ob noch alle am Leben seien. „Ja!“ antwortete es aus der Tiefe. „Wißt ihr auch, daß heut Karfreitag ist?“ war die zweite Frage der Obenstehenden. „Daß Gott erbarm!“ tönte es von unten zurück, „Karfreitag, und wir verzehren soeben das letzte Stück vom letzten Stier.“ So fiel es den Leuten schwerer aufs Herz, das Fastengebot, wenn auch unwissend, übertreten zu haben, als die Befreiung aus langer Haft und Nacht sie zu erfreuen vermochte.





Von Heinrich Hansjakob.

Am Vorabend vor Dreikönigstag erschienen die „heiligen drei Könige mit ihrem Stern“. Und wer waren die drei Weisen? Drei Singknaben vom Kirchenchor, angetan mit Kronen und einem schnee-weißen Hemdlein über ihrem „Sonntagshäs“. Der Stern aber war gebildet aus in Del geränktem, weißem Papier, hatte vier mächtige „Zinken“, in seinem Herzen einen „Lichtstumpen“ aus der Kirche, ward von einem Nachtwächter getragen an einer Stange und mit einer Schnur in planetenmäßige Bewegung gesetzt. Das war die Gesellschaft, auf die jedes Kind in freudiger Erwartung sein Herz lenkte.

Am äußersten Hause der Altstadt ward nun angefangen; der Stern, leuchtend in stiller Nacht, drehte sich um seine eigene Achse, der Nachtwächter, zu unserer Zeit der „Jägermurer“, dampfte dazu aus seiner Tabakspfeife, und die „heiligen Dreikönige“ fingen an zu singen. Und was sie sangen, klang so wunderbar aus Kindermund zu Kinderherzen, daß wir nicht genug horchen konnten. Und die alten Leute schauten aus den Fenstern, und in ihrer Seele tönten wieder aus der Jugendzeit die alten Dreikönigskieder, und mancher Greis ward wieder jung im Herzen und fing drinnen mit zu singen an.

Es sind lauter Kinderlieder, d. i. Volkslieder, diese Dreikönigskieder von Hasle.*

Das lieblichste dieser Lieder beginnt:

O Jesulein!
Die Liebe hat fürwahr
Dich bunden ganz und gar!

* Sie sind vor einigen Jahren gedruckt erschienen mit Melodie im Selbstverlag des Fabrikanten A. Schättgen in Haslach im Kinzigtal.

O Kindelein!
Sie in der Tat
Dich g'fesselt hat,
Gelegt in die Krippe dich
Unter das arme Viech,
O Jesulein!

O Jesulein!
Aus Lieb' verlassen hast
Den himmlischen Palast,
O Kindelein!
Und in den Stall
Vom Himmelsaal
Bist g'stiegen uns zulieb,
Weil dich die Liebe trieb,
O Jesulein!

Fürwahr, Friedrich von Spee, der fromme Dichter, hat in seiner „Truknchtigall“ kaum ein lieblicheres und naiveres Lied als dieses Dreikönigslied meiner Jugendzeit!

Es war im Jahre 1849, da mich, der ich auf dem Kirchenchor Sopran sang, die Reihe traf, unter die heiligen Dreikönige einzutreten, ein Los, auf das ich um keinen Preis der Welt verzichtet hätte. Und als die Mutter mich zum alten Buchbinder Hinterskirch führte, damit er mir die papierene „Krone anmesse“, da war ich glücklicher und stolzer denn ein römischer Dichter, der auf dem Kapitol gekrönt wird.

Jeden Abend von Weihnachten ab hielten wir Singprobe, wobei ich den Soprano und die zwei Mitkönige die Altstimme vertraten und des „Schmied-Balden Louis“, ein vormaliger Dreikönig, der jung sterben mußte, den Instruktor spielte. Den Baß übernahm der Sternenträger, wenn er es nicht vorzog zu rauchen. Dann ward auch der „Sternen“ in Reparatur genommen, geflickt, gepappt und frisch eingölt. All das mit einem seligen Eifer, als ob es gälte, ein Schauspiel für Menschen und Engel, für Himmel und Erde aufzuführen.

Am Abend des längst ersehnten Tages aber kam der „Louis“, der mich aus besonderer Gunst zum

„Schwarzen“ unter den drei Heiligen bestimmt hatte, beizeiten, um mir das Gesicht zu färben.

Keine Königsbraut, die vom ersten Maler ihres Jahrhunderts porträtiert werden soll, kann mit größerem Behagen sich in Positur setzen, als ich getan, da Louis einen Korkstößel in Del tauchte, ihn am Licht einer Talgkerze schwarz machte und mir das Gesicht übermalte.

Was tut der Mensch nicht aus Eigenliebe! Der schwarze Dreikönig, Kaspar, war von uns Kindern von jeher am meisten bewundert worden, und deshalb war ich nicht wenig stolz auf seine Rolle und das schwarze Gesicht. Auch schritt der Kaspar stets in der Mitte seiner beiden Kollegen hinter dem „Sternen“ her.

Beim untern Tor wurde abends sieben Uhr angefangen und vor jedem Haus ein Lied, und wenn im zweiten Stock eine zweite Familie wohnte, ein zweiter Sang losgelassen. Aus dem untern Stockwerk brachten die Kinder des Hauses in einem Papier eingewickelt die Sängergabe, und das war der innerste Kern des ganzen Königtums und der Sternendreherei, — die Leute im obern Stockwerk brannten das Papier an und warfen die Kreuzer und Groschen wie Leuchtkugeln zu den Füßen der „heiligen Dreikönige“. Der „Schwarze“ aber, als der vornehmste, hob nie „ein Geld auf“, das besorgte einer der andern, entweder der Melchior oder der Balthasar.

Wenn Könige und Stern den halben Lauf der Altstadt durchzogen hatten, kamen sie an das Haus meines Veterss Bosch, eines reichen Bäckers. Da ward seit alten Zeiten von den heiligen Dreikönigen und ihrem Stern Einkehr gehalten. Der letztere wurde in den Hausgang gestellt und einstweilen gelöscht, den Dreikönigen und ihrem Sternenträger aber am Stubentisch Wein und frischgebackene Brezeln serviert.

Ich bin überzeugt, daß es den wirklichen Dreikönigen im Palast des Herodes, als sie ihn besuchten, nicht so geschmeckt hat wie uns beim „Bosche-Vetter“,

da wir in königlicher Vertretung bei ihm zu Tische saßen.

Dem Bäckermeister mußten wir jeweils vor seinem Hause sein Lieblings-Dreikönigslied singen, dessen erste Strophe also lautete:

Ich lag in einer Nacht und schlief,
Da träumte mir, König David rief
Wie kann ich singen und träumen,
Wie kann ich singen und träumen
Von den heil'gen drei König' ein neues Lied!
Sie liegen zu Köllen am Rheine,
Sie liegen zu Köllen am Rheine.

Der Bäcker Bofsch war ehemals „zu Köllen am Rheine“ auf der Wanderschaft gewesen, und deshalb wollte er dieses Lied haben, über das der sonst so strenge Mann ganz weichherzig wurde.

Draußen warteten die Kinderherzen des ganzen Städtchens auf die Wiederkunft von Königtum und Stern, frierend in der kalten Nacht, während die „drei Heiligen“ sich wärmten und gütlich taten. Doch nahm ihnen das in den Augen der Kinder nichts von ihrem „Heiligenschein“. Sobald der „Jägermurer“ seinen Stern wieder leuchten ließ, war alles zufrieden, und die Fahrt ging weiter, den Häusern in der Mühlenstraße zu.

Gegen zehn Uhr war die Sternenfahrt der drei Könige zu Ende. Und dann ging's zum „Dinderade“, wie man dem Bierbrauer zum „grünen Baum“, Seraphin Franz, einem Vetter meines Vaters, sagte. Da gab's Freibier, und hier wurde das Geld gezahlt und verteilt. Denn dem Melchior und dem Balthasar wurde es die Nacht über nicht anvertraut. Der Jägermurer bekam einen halben Gulden, und auf jeden König traf es über einen Gulden.

Königlichen Hochgefühls voll und reicher als Krösus mich dünkend, ging ich heim, wusch mein schwarzes Gesicht und legte mich zu Bette mit der Freude, morgen noch einmal den schwarzen Dreikönig spielen zu können. Denn am Tage des Festes selbst

ging die Fahrt durch die Vorstadt und vor die Häuser am „Graben“.

Schluß wurde gemacht beim „süßen Lang“, einem Bierbrauer bei der Gottlütbrücke und in der Nähe des Kirchhofs.

Hier wurde der „Sternen“ ausgelöscht, wie denn alle menschlichen Sterne auf dem Friedhof verlöschen. Dann ging es in die Bierstube und es wurde wieder gezählt und geteilt.

Der zweite Abend brachte weniger als der erste, weil die vermöglicheren Leute im Städtle wohnten.

Still und friedlich zogen die Könige heim, und aus war für jeden die Dreikönigsherrlichkeit. Die Würde ging fürs nächste Jahr an andere über, denen man meist auch die Kronen, so sie noch neu und nicht durch Regen oder Schnee verdorben waren, verkaufte.

Friedlichstes Königtum der Erde, bei dem einer dem andern die Krone für zwei Bazen verkaufte!

Summen wie die, so man am Dreikönigstag verdiente, und ebenso größere Geschenke von Eltern oder Großeltern am Neujahr oder Geburtstag kamen in die Sparkasse. Diese war ein kleines irdenes Gefäß mit einem Spalt, aus dem nichts mehr herausfiel, und das zerschlagen wurde, wenn es voll war, dann wurde für den Inhalt ein größeres Kleidungsstück gekauft. —

Fast dreißig Jahre später, am Abend vor dem Dreikönigstag 1876, stand im „Kirchgäßle“, im Dunkel der Nacht, eine lange Gestalt an der Ecke des westlichen Behntgebäudes, als eben die drei Könige vor dem Hause sangen, das zu meiner Zeit der „Bergfidele“ bewohnte. Die Knaben hatten scheint's erst angefangen und waren von wenigen Kindern noch begleitet; sie sangen das Lied: „O Jesulein!“ Da liefen dem Manne, der ungesehen in ihrer Nähe stand, die Tränen von den Augen; er gedachte der Jugendzeit, seiner eigenen Dreikönigswürde und des kindlich seligen Glückes jener Tage, da auch er „dem Sternem“ gefolgt und gesungen: „O Jesulein!“

Lange noch folgte ich von ferne den Dreikönigen und der still lauschenden Kinderschar durch die Gassen und träumte mich zurück in die Kinderzeit und in den Kinderhimmel. Ich hätte sterben mögen an jenem Abend, so selig und wehmütig zugleich war mir zumute!

Am andern Tag sollte ich in Offenburg als Reichstagskandidat eine Wahlrede halten, und wie ich am Abend so die Dreikönigsknaben vor mir sah und in ihrer Knabenseligkeit singen hörte, da hätte ich alle Reichstagsmandate der ganzen Welt dafür gegeben, noch einmal jung zu sein und als „Dreikönig“ an den Häusern der Heimat vorüberziehen und singen zu können, singen zu können aus der vollen Lust des Kinderhimmels, zu dessen Sonnen der Stern am Dreikönigstage gehörte.

Aus „Aus meiner Jugendzeit“ von Heinrich Hansjakob (Stuttgart, Adolf Bonz & Cie.) mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

In der Heimat.

Von Otto Raupp.

Wie wird mer 's Herz do obe wyt!
Lueg i zuem Blaue dure,
Stygt öbbis us der Chinderzyt
Us alle Ackerfuhre.

Uf alle Summerblüemli blinkt's,
Wo alle Matte her chunnt's g'floge,
Us alle Hürste und Nüstli singt's,
Un 's glänzt am hoche Himmelsboge.

I weiß nit, wie-n i's bschriibe soll,
Ich cha 's recht Wort derfür nit finde.
Wo Liecht un Duft isch d' Welt so voll
Bis in der üßerst Winkel hinte.

Un 's luegt mi treu un fründlig a
Us dene Auge, dene wyte,
Wie's ebe numme d' Heimat cha
Un wie si's tuet syt alte Zyte.



Von Alfons Kern.

Von Kleinen ist zu melden,
Was je die großen hob,
Und Pforzheims treue Helden
Errangen ew'ges Lob.
Ja laßet alle Kleinen
Erst kühn und würdig sein,
Dann soll es bald erscheinen,
Wie Freiheit will gedeihn.

Mit diesem Verse hat Max v. Schenkendorf in seinem Lied von den deutschen Städten der Stadt Pforzheim und ihrer Helden von der Schlacht bei Wimpfen gedacht. Vielen mag Pforzheim nur daher bekannt sein, anderen durch seine weltberühmte Schmuckwarenindustrie und wieder anderen durch seine herrliche Lage am Nordrande des Schwarzwaldes mit den lieblichen Tälern von Enz, Nagold und Würm, die den Zugang zu unserem Heimatgebirge und den darüber hinwegziehenden Höhenwegen vermitteln.

Die Ausmündung dreier Täler und die Lage an der uralten Verbindungsstraße von Rhein- und Neckargebiet mag die Römer und vielleicht vorher schon die Kelten veranlaßt haben, sich hier anzusiedeln. Römer, Alemannen, Franken folgten sich, bis die Gründung des Frankenreiches auch eine Neugründung der Stadt mit überragender Burg, weiträumiger Marktstätte und regelmäßiger Anlage mit Mauern und Toren brachte. Nahe Stätten der Kunst und Wissenschaft, wie es die Klöster Maulbronn und Hirsau im Mittelalter waren, mochten nicht ohne großen Einfluß auf den Werdegang der Stadt geblieben sein, sonst hätte nicht am Ausgange des Mittelalters Pforzheims berühmtester Sohn, der Humanist Johannes Neuchlin, seine Vaterstadt

Pforzheim eine „Zierde der Künstler und Hervorbringerin bedeutender geistiger Kräfte“ nennen können.

Doch was reger Fleiß und Tatkraft aufgebaut hatten, fiel im Dreißigjährigen Kriege, mehr aber noch in den Raubkriegen der Franzosen unter Ludwig XIV. (1689—95) schändlicher Zerstörung anheim. Diese Zerstörungen durch Melacs Mordbrennerscharen waren in der Pfalz und der Markgrafschaft Baden so gründlich, daß Not und Armut noch bis ins 19. Jahrhundert herein sich in unserem engeren Vaterlande geltend machten. Daher auch die vielen Versuche unserer Fürsten jener Zeit, dem armen Volke „Nahrung und Verdienst“ zu geben, Versuche, die aber bis auf wenige meistens fehlschlugen. Zu diesen wenigen zählt die Gründung der Pforzheimer Schmuckwarenindustrie.

Ein guter Stern hatte dem unvergeßlichen Markgrafen Karl Friedrich im Jahre 1767 einen Genfer „Entrepreneur“ zugeführt, der in seinem damals noch kleinen Ländle mit Hilfe zweier Schweizer Uhrenmacher die Uhrenindustrie einführen wollte. Der Ratgeber dieses trefflichen Landesvaters und seiner feinsinnigen Gemahlin Karoline Luise, der unternehmungslustige Geh. Rat Reinhard, schlug hierfür das markgräfliche Waisenhaus der alten Markgrafenresidenz Pforzheim vor, in dem die Genfer eine fürstliche Uhrenfabrik einrichten sollten. Durch Verpflanzung einer Thuner Uhrenfabrik samt Arbeitern war der Stamm gegeben. Die Verpflanzung in deutsche Erde war aber von vielen Fährnissen begleitet, und es konnte das im fiskalischen Treibhaus mit vieler Mühe und großen Opfern gepflegte Pflänzchen erst gedeihen, als von demselben Ableger das freie Land gewannen und diese sich selbst überlassen wurden. Es waren Männer als Ratgeber des Markgrafen wie ein Minister v. Edelsheim und später Obervogt Baumgärtner erforderlich, dieses ursprünglich fürstliche Unternehmen zunächst in eine staatlich unterstützte „Uhren- und Stahlfabrik“ als Privatunternehmen umzuwandeln und später mitten

im Zeitalter des Zunftzwanges für diese Industrie die volle Gewerbefreiheit einzuführen, wodurch sich die erste Fabrik in eine Anzahl Einzelbetriebe auflöste und nach allmählichem Eingehen der Uhrenfabrikation zur reinen Goldwarenindustrie entwickelte. Damit war erst ihre Lebensfähigkeit bis auf den heutigen Tag begründet, und damit verschwanden auch die fremden Elemente wieder und machten Einheimischen Platz.

Allerdings sollten dieser Industrie noch weitere Fährnisse harren, die, hervorgerufen durch Weltkrisen, ihr ferneres Gedeihen in Frage stellen konnten. Schon die französische Revolution und die napoleonischen Kriege verursachten einen bedeutenden Rückschlag, und jede spätere Bewegung oder jeder Krieg brachte der auf den Welthandel angewiesenen Industrie Stockungen und Verluste, bis die schwerste Krisis der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts — der sog. Wiener Krach — die gewaltigste Probe auf Lebensfähigkeit stellte, aus der Pforzheim sich zwar langsam, aber um so kräftiger erholte. Es ist deshalb auch zu hoffen, daß der jetzige Krieg, bei dem es unsere Feinde auf die Zerstörung unseres Wirtschaftslebens abgesehen haben, unsere nie verzagenden Pforzheimer zu neuer Anspornung der Kräfte befehlen und diese Scharte bald wieder ausweken läßt. Hat doch der Krieg selbst viele Schmuckwarenfabriken zu Munitionswerkstätten werden lassen, und so wird auch die Zeit nach dem Kriege die findigen Pforzheimer auf dem Plane finden und sich den neuen Verhältnissen anpassen lassen. Welche Ausdehnung die Industrie vor dem Kriege in der gegen 75 000 Einwohner zählenden Stadt Pforzheim angenommen hatte, möge daraus erhellen, daß bei einer Arbeiterzahl von rund 30 000 in zusammen etwa 1 000 Betrieben jährlich Waren im Werte von rund 200 Millionen Mark hergestellt wurden, aus welchen Zahlen sich wieder ein Bild gewinnen läßt über die gewaltigen Umsätze der Reichsbank, der Privatbanken und des Postverkehrs. — So ist Pforzheim zur ersten Industriestadt Badens geworden! —

Es ist ja oft schon beklagt worden, daß in Pforzheim alles auf eine Industrie eingestellt ist und alles mitleidet, wenn diese Nährmutter versagt. Ist doch diese Industrie in weitestgehendem Maße auf die Arbeitsteilung eingerichtet, bei der nur in ganz wenigen Geschäften der einzelne Artikel von Anfang bis zu Ende ganz fertiggemacht wird. Neben rund 500 Hauptgeschäften stehen diesen etwa ebensoviele Hilfs- geschäfte zur Seite, wobei für die geringste Kleinig- keit wieder Spezialgeschäfte mitarbeiten; ja sogar das gewöhnliche Handwerk ist ganz auf die Schmuck- warenindustrie eingestellt und ist mit zu den Hilfs- geschäften zu rechnen. Das Stück Gold, das seinen Weg vom Zwanzigmarkstück oder Goldbarren bis zu dem Fingerring, der Uhrkette, der Brosche oder dem Diadem nimmt, geht in vielen Fällen durch Duzend verschiedene Hände: vom Schmelztiegel in die Hände des Pressers, um als Blech oder Draht in das Ka- binett des Kabinettmeisters zu wandern, der es dem einzelnen Arbeiter — Bijoutier — zuteilt; von hier zum Graveur, Emailleur, Guillocheur (alles noch Bezeichnungen aus der Zeit der Gründung), zum Fasser oder Juwelier, Färber und Finierer, bis schließlich die Polisseuse die letzte Hand zur Her- stellung des Glanzes anlegt und das Schmuckstück dann endlich versandbereit dem Warenschrank des Fabrikanten anvertraut wird.

Täglich fahren in Friedenszeiten viele Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen mit den verschie- denen Staatsbahnen oder der „Elektrischen“ oder „rasseln“ per pedes der Stadt zu, um abends wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Meist Schwaben! Ragt oder noch besser riecht doch auf unserer Land- karte der Bezirk Pforzheim mit einer kräftigen Nase ins Schwabenländle hinein, so daß es auch nicht wundernehmen darf, daß ein starker schwäbischer Einschlag in der Bevölkerung Pforzheims vorhanden ist, der durch ein glückliches Gemisch des bedächtigen schwäbischen Blutes mit dem leichteren und unter- nehmenden pfälzisch-fränkischen wohl viel zu der Tatkraft und dem Wagemut der Pforzheimer bei-

getragen haben mag. Fleiß, Tatkraft und Wagemut sind die Eigenschaften, die man für eine solche Geschäftstätigkeit braucht, wie sie zu dem Emporkommen einer Industrie bis zu der Höhe, die dieselbe vor dem Krieg erreicht hatte, erforderlich sind.

Der „Genre“, wie es die Goldschmiedesprache nennt, hat sich mit der Zeit ganz geändert. Während die mittlere Goldware etwa ein Jahrhundert lang den Gegenstand der Fabrikation bildete, nahm dieselbe in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts ihre Richtung mehr nach den beiden Endpunkten, der Herstellung des feinen Goldschmucks und der andern Seite, der Herstellung der billigen Ware mit maschinellen Hilfsmitteln, des sogenannten Dublees. In diesen beiden Extremen konnte erst die Pforzheimer Industrie ihr Können zeigen, so daß sie im Wettkampfe mit der ausländischen Industrie den Sieg davongetragen hat. Auch hier haben sich die Pforzheimer als Helden erwiesen und haben den Ruhm Pforzheims in die weite Welt hinausgetragen, weit mehr noch, als es die Tat der „Bierhundert“ in der Schlacht bei Wimpfen (1622) zu tun imstande gewesen wäre. Gleichwohl lassen sich die echten Pforzheimer auch ihren Ruhm der Bierhundert nicht nehmen, ebensowenig wie die Schweizer ihren Tell! Und doch wird diese Tat nach dem Erleben dieses Krieges mehr und mehr verblaffen!

Mit dem heutigen Kriege ist alles ins Riesenhafte gesteigert: wo im Dreißigjährigen Kriege ein paar hundert Mann eine Heldentat ausführen konnten, sind es bei den heutigen Massen und der heutigen Wirkung der Kriegsmittel gleich Tausende und aber Tausende, die täglich das gleiche Heldenstück ausführen und ihr Leben opfern für Fürst und Vaterland!

Auch ihnen wird der Ruhmeskranz des Heldentums für ewige Zeiten beschieden sein!





Von Karl Berner.

Am Chuchitisch schrybt d' Magd im Schatz,
Un uf em Chuchibank hockt d' Chatz.
Der Frider mueß der Chrieg mitmache,
Un 's isch im Chünggi (Kunigunde) nit ums Lache.
Wie wird's jek als am Sunntig sii?
Jek isch der Frider nit derbii;
De isch jek furt un stoht im Feld
Un schlost in Frankreich untrem Zelt.
Im Frider gfallt am End, wer weiß —
Im Chünggi wird's scho siedig heiß —
Dört ehne e Franzosemaidli,
Un wenn's em gfallt, se nimmt er's waidli!
Der Frider isch so ein, poß Stern,
Er siht halt netti Maidli gern!
Un 's Chünggi schrybt:

Mein lieber Schatz!

Die Kaze siht an Deinem Platz —
Uf eimol fallt's im Chünggi ii:
Wo mag jek au der Frider sii?
Un 's Schrybe wird em sölli schwer,
Un 's Bögli isch halt als no leer.
„'s goht nit,“ sait 's Chünggi, un 's hört uf
Un macht no schnell e Dolche (Mleck) druf.

Do chunnt grad mit em Raffibrett
's Huustöchterli, 's isch dunderstnett,
Un luschtig isch's, un frei un frank,
Un 's Chünggi süßzget: Gott sei Dank!
Un 's sait im Gretli glii, was isch,
Un 's Gretli sait: „Sit an der Tisch;
I will der sage, was de schrybsch,
Un wie de lebsch un was de trnbsch.“ —

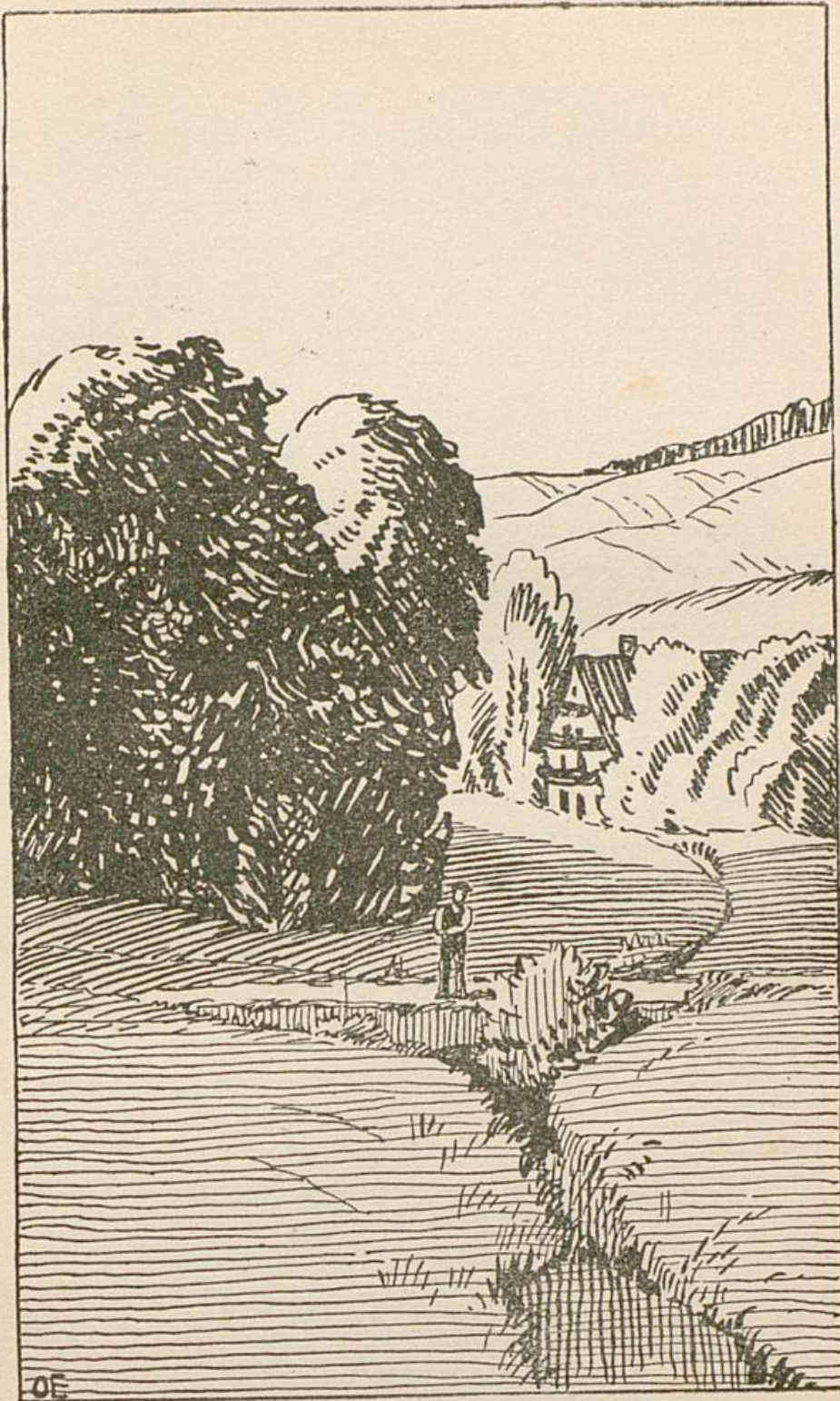
So mache si's, un 's Gretli schwächt,
 Un 's Chüנגgi schrybt, un d' Federe rächt,
 Bis alles schön im Briefli stoht,
 Wie's in der alte Heimet goht.
 Doch grad wo 's Gretli sait: „Zum Schluß
 Nimm einen langen, heißen Ruß
 Von Deiner treuen Kunigunde“ —
 Schreit 's Chüנגgi: „Nei, do bin i bunde!
 »Treu« schryb i nit — i bi's jo no —
 Doch chönnt's am End' au anderst cho!
 I lauf allei jek umenander,
 Un 's wär' halt schöner doch selbander.
 I schryb: Es liebt Dich bis zur Stunde
 Die tiefbetrübte Kunigunde!“

Treu.

Von Paul Körber.

Ha gmeint, mii seigescht, — woohr isch's nit,
 De Bätter hät mer's gsait i heißem Striit.
 So han a di i blos die einti Bitt:
 Tue mer nit zürne und — veracht mi nit.
 Duß unterem Dächli stoht e Rosmeri — — —
 Du häsch es gseket und — es bliibt dibii.
 Jek alli Morge — alli Obed gang
 Zum Rosmeri i — 's isch min Chriüzweggang.
 De Sunntig chunnt, — wa Liiden isch's dermol.
 Lueg frisch mi a, — diin Blick macht wieder wohl
 Und därffsch mer fründli diini Hand au gi,
 En Chuß nu nit, — dä mue dem andre sii! —
 Ha gmeint, mii seigescht, — jek die Bitt:
 Tue mer nit zürne und — veracht mi nit.







Von Jakob Ebner.

Die Tage nehmen zu und die Nächte ab. Es geht vorwärts, dem Frühling zu. Maria Lichtmeß bringt neues Leben. „Bienenli, freued ich (euch), Lichtmeß isch do!“ ruft auf dem Wald der Immenvater den Bienen zu, indem er an die Stöcke klopft.

Um diese Zeit wurde schon von den alten Deutschen ein eigenes Frühlingsfest gefeiert, das dem Lichte der aufsteigenden Frühlingssonne galt. Als das Heidentum in unseren deutschen Gauen dem Christentum weichen mußte, blieben manche alte Volksgebräuche erhalten. Das Christentum hat sie dem Volke nicht genommen, sondern sie veredelt und geduldet. So hat sich bis in unsere Zeit ein ursprünglich heidnisches Fest im Vorfrühling erhalten: es ist das Fastnachtsfeuer am Funkensonntag, am Sonntag Invocavit, dem ersten in den Fasten.

Der Gebrauch des Fastnachtsfeuers ist durch das ganze eigentliche Süddeutschland verbreitet. In einer Urkunde des berühmten württembergischen Klosters Lorch wird das Funkenfest schon 1090 bezeugt. Noch heute brennen am Funkensonntag zahlreiche Feuer auf den Höhen diesseits und jenseits des Bodensees, auf dem Hohenwalde, auf den Bergen des Breisgau und des Kaiserstuhles.

Wie habe ich mich jedes Jahr schon von Weihnachten an gefreut auf das Fastnachtsfeuer und auf das Scheibenschlagen, als ich noch die blauen Zwilchhosen trug auf dem lieben Hohenwalde! Schon lange vor der Fastnacht gingen wir im Dorf von Haus zu Haus und schrien aus Leibeskräften:

„Holzstür, Holzstür (Holzsteuer).
Zum Fastnachtsfür!
A Wella, a Scholla,

A Burdi Strau (Würde Stroh),
A alti Frau
Zum Fastnachtsfür!"

Hei, wie da der Wagen und der Schlitten durchs Dorf sauste, geschoben und gehoben von der munteren Burschenschar! Dann ging's den Berg hinan. Jeder wollte der schnellste und stärkste sein! Auf der Bergeshöhe, von der aus man fast den ganzen Hohenwald überblickt, wurde eine dürre Föhre in dem Kalkboden festgemacht und der Föhrenstamm mit Wellen und allen möglichen Holzsorten umhäuft. Da ist der „Funken“.

Zu Haus, in der Werkstatt meines Vaters, hatte ich schon wochenlang die Feuerscheiben bereitliegen. An einem fohrenen Prügel wurde Rädchen um Rädchen abgesägt, jede Scheibe wurde durchlöchert, und im Sägenbuck holte ich mir hagebüchene Schwingruten. Die Scheiben wurden gut gedörret und schließlich noch mit Del getränkt. In unserer Werkstatt wurde auch der Scheibenstuhl gefertigt, ein Brettstück, welches vorn zwei Füße hat, so daß es hinten auf dem Boden aufliegt.

Es dunkelt. Zum erstenmal wieder ist heute, am Funkensonntag, noch bei Tageslicht zu Nacht gegessen worden. Dann geht's auf die Lehalde. Jeder trägt seine Scheiben an einer Schnur um die Schulter. Die männliche Jugend ist bald vollzählig versammelt. Drüben auf dem Görwihler Berg und auf dem Dachsberg flammen schon einige Feuer auf. Ein Freudenruf um den andern erschallt, so oft wieder ein neues Feuer gesehen wird.

Auf einmal wird es still in unsern Reihen, so daß man die Leute im Dorf drunten sprechen hört. Derjenige junge Mann des Dorfes, welcher zuletzt geheiratet hat, tritt an den Holzhaufen heran und schlägt Feuer. Wir bilden einen Kreis, Hand in Hand. Es brennt! Hallo! Hallo! Der Kreis kommt in Bewegung. Alle laufen Hand in Hand um das lodernde Feuer. Und dabei wird laut und ernst der Englische Gruß gebetet.

Drunten im Dorf öffnen die Leute die Fenster und stehen vor den Häusern. Sie warten auf das Scheibenschlagen. Von der munteren Schar steckt einer um den andern eine Scheibe an die Rute. Am Feuer wird die geölte Scheibe in Brand gesteckt, einigemale im Kreise geschwungen, bis sie glüht und funkelt wie ein Stern. Jetzt wird die feurige Scheibe auf das schiefstehende Brett des Scheibensuhles kräftig aufgeschlagen, und sausend und sprühend fährt sie wie ein Meteor in eiligem Laufe durch die Nacht den Berg hinab. Wie die Leute drunten im Dorf ihre Freude haben an dem nächtlichen Schauspiel!

Manche Scheibe wird mit einer gewissen Feierlichkeit und einem Spruch abgeschlagen, besonders die ersten und die letzte. Die ersten werden gewissen Personen verehrt. Dabei wird laut ausgerufen:

„Schibi, Schibo!
Wem soll die Schiba go?
Di Schib soll dem Pfarrer go!
Got sie it (nicht),
So gilt sie it!“

Je höher die Scheibe fliegt, desto größer ist die Ehre für die Person, der sie geschlagen wurde.

Die letzte Scheibe wird abgelassen mit dem Spruch:

„D' Schiba fliegt über da Rai(n) ab,
Chüechlipfanna (Rüchlepfanne) hät a Bai (Bein) ab,
Da Untahafa (Butterhasen) hät de Boda us,
Und jetzt ischt d' alt Fastnacht us!“

Andernorts, wie in Ebnet bei Freiburg, wird die erste Scheibe zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit geschlagen und die zweite dem Pfarrer gewidmet. Selten kommt es vor, daß das Scheibenschlagen zu Beleidigungen benutzt wird. In Schelingen am Kaiserstuhl schleuderte man früher die brennende Scheibe über das Haus seines Feindes; ob dasselbe jetzt noch geschieht, weiß ich nicht. In den Salpeterer Unruhen haben am Funkensonntag

des Jahres 1728 die Salpeterer Burschen dem Einigungsmeister Joseph Tröndlin, dem seine Treue gegen das Haus Oesterreich und das Kloster St. Blasien viele Leiden kostete, Feuerscheiben geschlagen und geschrien, daß er es beim Schreiben am Tisch sitzend hörte:

„Scheiben über den Hauf!
Der Müller zu Unteralspfen hat 's Land verkauft!“

So hat sich der alte Gebrauch des altdutschen Frühlingsfestes bis in die heutige Zeit erhalten. Die glühende Scheibe war den alten Deutschen ein Bild der Sonne, welche sie hoch verehrten. An die Sonne, die im Frühjahr den Sieg feiert über den Winter, erinnern auch die runden Fastnachtsküchlein, welche gerade am Funkensonntag gebacken und vielerorts unter allerlei Gebräuchen und Sprüchen verschenkt und gegessen werden.

Die Kirche hat diese ins Heidentum zurückreichenden Gebräuche nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet. In hoher Weisheit hat sie nur den heidnischen Charakter derselben beseitigt und ihnen vielfach ein christliches Gepräge gegeben. Daher das Gebet beim Funkenfeuer. Das alte Beispiel der Kirche soll man sich noch heute vor Augen halten und den schönen fröhlichen Volksgebrauch nicht zu beseitigen suchen. Kommen Ausschreitungen beim Fastnachtfeuer und Scheibenschlagen vor — es kann ja alles, selbst das Heiligste, mißbraucht werden —, so wende man sich gegen die Ausschreitungen, aber nur gegen sie, und suche den alten Gebrauch wieder zu veredeln.

Eine Ordnung aus Rottweil in Schwaben aus dem Jahre 1618, in dem der Dreißigjährige Krieg begann, lautet: „Und demnach bisher zu angehender Fasten die junge Burst die Scheiben zu schlagen im Brauch gehabt; bei solchem Werk aber anderst nichts denn allerlei Leichtförtigkeit fürgegangen: so wollen wir berührtes Scheibenschlagen in allen Flecken abgeschafft und bei Strafe eines Guldens selbiges zu halten verboten haben.“

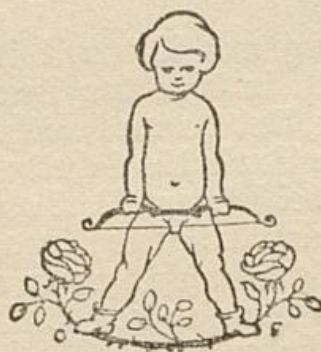
Das Fastnachtsfeuer auf dem Lehaldenberg meiner Heimat Unteralpfen war frei von Mißbräuchen. Deshalb denke ich oft mit Freude an jene Zeit zurück, wo ich Scheiben ölte und an der Rute feurig machte und unter einem Spruch bergab schleuderte.

Den Mißbräuchen Krieg!
Den guten Gebräuchen Fried!

Brandkorn wird zu Geld.

Sage von Bernhard Baader.

In einem Hungerjahre kamen zwei arme Kinder, ein Mädchen und sein Bruder, aus dem Münstertal zu einem reichen Bauern und baten ihn um Brot, aber sie wurden barsch abgewiesen. Da warteten sie vor dem Hause, bis das Tischtuch zum Fenster hinausgeschüttelt wurde, wo sie dann die Brosamen auflesen und verzehrten. Hierauf gingen sie in die Scheuer, worin gedroschen wurde, und suchten die Brandkörner zusammen, um sie ihren Eltern zu bringen. Auf dem Heimweg wurde dem Mädchen die Schürze und dem Buben die Kappe, worin sie das Brandkorn trugen, sehr schwer, und als sie diese zu Hause ausleerten, fiel lauter Geld heraus. Nachdem der reiche Bauer dies erfahren, ließ er die übrigen Brandkörner auch sammeln und aufbewahren, allein diese wollten sich nie und nimmer in Geld verwandeln.





Von Ernst Traumann.

... Ja, das Heidelberger Volk! Um es in seinem unverfälschten pfälzischen Charakter kennen zu lernen, muß man zu der Schicht hinabsteigen, die man "die niedere" nennt. Sogleich nach seiner Ankunft, am Bahnhof schon, kann der Fremdling seine volkpsychologischen Studien beginnen und sie dann gemächlich fortsetzen auf dem Wege durch die langgedehnte Zeile der Hauptstraße, bis zu dem natürlichen Zielpunkte aller Besucher Heidelbergs, dem Schlosse. Ihn empfangen beim Austritt aus dem Bahnhof zunächst die Portiers der Gasthöfe. Es ist ein keckes, verwegenes Geschlecht, das sich bis zu dem Eintreffen der wichtigsten Züge rudelweise die Zeit mit derben Wizen, gegenseitigem Foppen und wohl auch gelegentlich mit schnöden Späßen über harmlose Passanten vertreibt, um sich dann wie Nasgeier auf die Reisenden zu stürzen und einander die Beute abzujagen; eine Zunft etwas katilinarischer Existenzen, die sich nicht durchweg aus Eingeborenen rekrutiert und deshalb das pfälzische Element nicht raffrein darstellt.

Ganz anders schon verhält es sich mit den kavalleristischen Rivalen dieser Rotte, den Droschkenkutschern, die gleich ihnen auf den Ankömmling lauern. Sie vertreten eine alteingesessene Kaste. Gegen Wind und Wetter gefeit, sitzen sie im Schutze ihrer dicken Mäntel und Gummihüte gelassen auf dem Bock ihrer Wagen und harrren der Dinge und Passagiere, die da kommen sollen. Ihre bevorzugte Kundschaft sind natürlich die Studenten, die sich nicht ängstlich an Tarif und Taxe halten; und von ihnen geht nicht nur so manche Redensart, sondern auch so mancher gesellige Brauch auf die Betturine

über. Mensurwesen und Komment sind ihnen genau bekannt, und in der Bewahrung der altersgeheiligten Satzungen feierlichen Trunkes sind sie ängstlicher als in der Befolgung der Vorschriften ihrer amtlichen Behörde, der sie gern ein Schnippchen schlagen. Ihre zahlreichen Mußestunden erlauben es ihnen, soweit sie nicht schlafen, ihren stillen Gedanken nachzuhängen. Ihr erhöhter Sitz fordert sie geradezu auf, die Welt von oben zu betrachten und alles geringzuschätzen, was mühsam auf der Erde krencht und sich mit eigenen Beinen weiterhilft.

Eines Tages standen am Universitätsplatz in Heidelberg die müßigen Lohnkutscher vor ihren Wagen. Seit kurzem erst war die Pferdebahn in Betrieb genommen worden, zum großen Aerger der Wagenlenker, die sich dadurch sehr geschädigt glaubten und, von jeher im Besitze eines vorzüglichen Materials, verächtlich auf das neue Massenbeförderungsmittel herabblickten. Ein offener Sommerwagen fuhr vorüber. Die dicht hintereinander angebrachten Sitzbänke gähnten vor Leere. Höhnisch grinsten die Droschkenkutscher auf das Behikel der Konkurrenz. Einer der Vordersten überfliegt rasch das Gefährt. Die unbefetzten Bänke, der unbeschäftigte Schaffner, der trübselige Tritt des ziehenden Pferdes, alles dies verdichtet sich ihm blitzschnell zu einem höchst vertrauten Bild, und er ruft den Kollegen von der andern Fakultät, dem Trambahnkutscher und dem Kondukteur zu: „O ihr, mit eurer leere Gartewirtschaft!“ — Man sagt, diese Beschimpfung der ehrsamem Tramleute habe zu einer Beleidigungsklage geführt.

Auch die Dienstmänner sind Philosophen, wenn sie auch mehr im Stehen und im Gehen, also der „peripatetischen Schule“ angehörig, ihre Zeit verträumen. Wie die Kutscher haben sie ihre festen Standorte. Als der Verkehr noch mehr nach dem Osten der Stadt gravitierte, da befand sich ein Rendezvousplatz der Edlen am alten Gasthof „zum Ritter“. In das Erdgeschoß des verwitterten Renaissancehauses war eine tiefe Nische mit fester

Steinbank eingelassen, um die sich die müßigen Kappenträger stritten, als ob es einen Sitz im Himmelreich gelte. Keineswegs aber fand dieses Ideal die Billigung strebsamerer Mitchristen; denn ein Heidelberger Bürger, der mit Sorgen in die Zukunft eines seiner Sprößlinge blickte, verkündete diesem einst die düstere Prophezeiung: „Du kommst doch noch mit dem Buckel an de Ritter!“ Die tüchtigsten Vertreter der gepäcktragenden Gilde aber standen in der Mitte der Stadt am Universitätsplatz. Unter ihnen, hervorragend durch ihre ungewöhnliche Erscheinung und Popularität, der „lange August“ und der „Muck“. Geduldig hatten auch sie während zweier Generationen mit ihrem Rücken eine Hauswand der Hauptstraße gedrückt; kein Studentenumzug, sei es zu solenner Festlichkeit oder zur stillen Fahrt nach dem Karzer, war ohne eine der beiden Koryphäen zu denken. Nun aber, da sie von dem Schauplatz ihres sozialen Wirkens für immer abgerufen sind, bewahrt die dankbare Nachwelt ihr Andenken in künstlerischen Ansichtspostkarten. In der Tat konnte die wiedererstarkte Farbenfreude unserer Zeit kaum ein dankbareres Objekt finden, als die — Nasen des langen August und des dicken Muck, besonders die des letzteren. Hier wurde mit einem Schlage das ganze Spektrum den Jüngern Bunsens offenbar. Aber wie unermüdlich hatte auch der durstige Dienstmann gerungen, um das interessante Naturspiel bis zu diesem Grade der Anschaulichkeit zu bringen! Wie viele Weinfässer bedeuten die Stationen auf diesem beschwerlichen Wege! Und mit welcher Würde fand er sich ins Unvermeidliche! Einer meiner Studienbekannten hatte seinen „Doktor“ gemacht. In der Freude seines Herzens versprach er dem Muck, der ihm zu dem Erfolge gratulierte, obwohl der Dienstbeflissene ihn schon einige Semester vor der Promotion stets mit „Herr Doktor“ tituliert hatte, er dürfe am Abend in der „Mainzer Bierhalle“ so viel essen und trinken, als er vertragen könne. Eine unendliche Rechnung lohnte diese edle Aufwallung. Auf ein reichhaltiges Abendessen hatte

Much ungezählte Schoppen geseht, und am Schlusse seiner Nota figurirte ein Posten, der also lautete: „Von acht bis ein Uhr nachts in der Mainzer Halle. Zeitversäumnis: fünf Stunden — fünf Mark.“

Schon befinden wir uns im Milieu der Wirte. Man braucht nur die Hauptstraße hinaufzuwandern, an der fast jedes dritte Haus eine Kneipe ist, um zu erkennen, daß die Zahl dieser Freuden spender Region ist. Aber wie schon der kundige Anton in Scheffels „Trompeter“ bestätigt hat: Es gibt verschiedene Gasthäuser, je nach der Individualität ihrer Besitzer. Und nicht alle sind Persönlichkeiten. Der „Seppel“ aber und der „Mächer“ waren es. Sie verkörperten in unserer mehr und mehr zum Konstitutionalismus und zur Demokratie neigenden Zeit noch das Prinzip der absoluten Monarchie. In ihrem Reich hieß es unbedingt: der Staat bin ich; ein starkes Bewußtsein ihrer segensreichen Mission schwellte ihre breite Brust und ließ ihre ohnedies schon leuchtenden Weingefichter in noch höherem Glanze erstrahlen. Der Wirt zum „Weißen Schwanen“ durfte einst dem Großherzog von Baden bei irgendeiner Festlichkeit den Ehrentrunk kredenzen. Beifällig hatte der Fürst einen Schluck aus dem Pokale getan und meinte leutselig: „Haben Sie selbst das Bier gebraut, Herr Eisenhart?“ — „Jawohl, Königliche Hoheit,“ antwortete stolz der Gefragte, „ich bin der Mächer davon.“ Seit dieser Zeit hieß er der „Mächer“. Er schaltete aber also selbstherrlich nicht nur mit der deutschen Muttersprache, sondern noch mit andern Dingen. Es geht von ihm die dunkle Sage, in den Revolutionsjahren, wo das souveräne Volk für alle Regierungs eventualitäten Vorsorge treffen mußte, habe auch der bereits für die Enthauptung allzu eigenmächtiger Genossen bestimmte Scharfrichter, der im nahen Ladenburg seinen Sitz erhalten sollte, beim Mächer Unterricht im Köpfen genommen, und dieser habe ihm diese schwierige Prozedur an den Lebewesen beigebracht, die auch die Universität zu Zwecken der Vivisektion bevorzugt, nämlich an Karnikeln. Auch hier mußten

offenbar die armen Tiere unter manch verfehltem Experimente leiden; denn nach einem ungeschickten Streiche rief „Mächer“ dem künftigen Nachrichten entrüstet zu: „Du mußt mehr ziehe, du Vieh!“ . . . „Mächer“ und „Seppel“ sind zu hoher Berühmtheit gelangt. Wie Muck, dessen Totenmaske dankbare Verehrer anfertigen ließen — ein Kunstwerk, das die Aesthetik mehr in das Gebiet des „Charakteristischen“ als des „Schönen“ zu setzen hätte —, ist auch ihr Bild in Stein verewigt. Mit naivem Staunen sieht der in den Genius loci uneingeweihte Fremdling unter den Köpfen, die wie andere niedliche Embleme das Hauptgesims der Stadthalle schmücken, nicht nur bekannte Häupter der Intelligenz, sondern auch die unbekannteren der Korpulenz.

Eines der prächtigsten Pfälzer Originale war der verstorbene Wirt vom „Speyrerhof“, Leonhard Busch. Indem ich diese Erinnerungen niederschreibe, lebt er vor mir wieder auf: ein breitschultriger blonder Hüne mit einem wohlgenährten wuchtigen Korpus, der gut seine drei Zentner wog; mit Händen und Füßen, die an die fabelhaften Gliedmaßen der Sturms, der Enakssöhne in Gustav Frentags „Soll und Haben“ gemahnten. Er war ein Mann von ungezählten Schoppen, und wenn der Riese am Vormittage zu den Wohnungen der Menschen hinabstieg, um seine Einkäufe in der Stadt zu besorgen, da „fleckte es“; denn er lehrte dann stets zum Frühschoppen bei seinen Freunden im „großen Faß“ oder im „Eßighaus“ ein, oder er besuchte die Korpsstudenten während der Mensuren auf der Hirschgasse. Aber wer hat ihm jemals die Fülle der vertilgten Getränke angemerkt? Stand er nicht stets des Nachmittags und des Abends kerzengerade an der Einschenke seines Wirtszimmers und dirigierte seine Kellner? Und goß er nicht etwa dabei noch heimlicher- und unheimlicher Weise seinen Pfälzer hinter die gewaltige Binde? Ich frage jeden, der ihn kannte, und halte inne, wie Brutus in seiner Rede an die Römer, um Antwort zu hören: Wer ist so niedrig gesinnt, zu behaupten, er habe ihn jemals betrunken gesehen?

Er trete vor, denn ihn habe ich beleidigt
Aus dem rofigen Gesichte des Rundkopfes blinzeln
mich Leonhards gutmütig verschmitzte Auglein wie-
der an, wie so oft, wenn ich nach erfrischendem
Gang durch den Wald zu ihm hinaufkam und er
mir bei meinem Zumbiß Gesellschaft leistete, stets
bereit, ein oder das andere Erlebnis zum besten zu
geben. Einmal erzählte er mir:

„Am letzte Sonntag hab' ich mich g'freut. Es
war alles b'setzt, im Saal und im Garte. Kein
Mensch hätt' mehr e Pläzkel g'funne. Ich überseh'
mei' Lokal und guck, ob alles gut bedient wird. Uff
emol merk' ich, daß ganz hinne an eme große Tisch
unter lauter Bürgerleut jemand sitzt. Ja, wer
glaawe Se, Herr Dokter, daß es gewese is? Sie
rate's nit. Ich will Sie druff bringe. Sie wisse
doch, daß sei' Fraa drunne is in der Behandlung
vum Professor Friedreich? Gelt, Sie merke was!
Ja, wer sitzt also do hinne? Mein König vun Schwede!
Unter lauter Heedelberger. Aber keener hot ihn ge-
kennt. Nur ich. Und ich hab' mei' Spaß dra'
g'habt, denn er hot sich sozusage königlich amüsiert.“

Unvergeßlich ist mir eine Episode. Wie in Erz
gegossen steht mir das Bild Leonhard Buschs vor
Augen, denk' ich daran. Er war als Hauptbelastungs-
zeuge vor das Schöffengericht geladen. Ein Kellner
hatte ihn betrogen. Ich fungierte als Rechtsprakti-
kant in der hohen Stellung des Amtsanwalts und
vertrat würdevoll in der schwarzen Robe die Anklage.
Leonhard Busch tritt vor zur Eidesleistung. Er er-
hebt die Schwurhand. Aber hier verläßt mich die
Kraft des Wortes. Wer wollte dieses Ungetüm einer
Praxe schildern? Es war, als ob die Hand
des rächenden Verhängnisses über den unglücklichen
Kellner doch ich lasse lieber den Dichter
reden:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt“

Nein, hier versagt auch die Macht des Gesanges,

Man muß so etwas gesehen haben. Und der große Moment fand auch kein kleines Geschlecht. Mein protokollierender Kollege und ich wechselten einen tief verständnisvollen Blick; starr saßen die beiden Schöffen, der Gerichtsdienner war zur Salzsäule geworden, im Publikum herrschte das atemlose Schweigen der Ehrfurcht. Selbst das finstere Amtsgesicht des Strafrichters beugte sich vor der Wucht dieses Naturphänomens eine Weile tief in die Akten, um seine gewohnte Fassung und kriminalistischen Falten wieder zu gewinnen. Busch sprach die Eidesformel. Einen Blick noch, und wir sahen dann, trauernd und bewundernd, wie der Mensch in Schillers „Glocke“ seine Werke, Leonhard's Rechte untergehen. Der ungetreue Knecht wurde verknurrt. Busch aber warf mir vor seinem Abgehen aus dem Saale noch einen zwinkernden Blick zu, der meinen Talar streifte und bedeuten sollte: „In Zivil sehen wir uns wieder!“

... Nimmst du mir es übel, Meister Leonhard, daß ich dich also ins Leben zurückrufe und auch fremden Menschen, die dich niemals gesehen und gehört haben, von dir erzähle? Sicherlich nicht; denn du warst nie ein Spielverderber, und du gewannst jeder Sache ihre heitere Seite ab.

Wir setzen unseren Weg nach dem Schlosse fort und steigen den Hügel empor bis zum Portal des Schloßparkes. Hier, am steinernen Schilderhaus, das noch die Initialen Karl Theodors trägt, stehen die Fremdenführer, meine speziellen Freunde. In ihren zum Teil selbst erfundenen Käppis haben sie etwas Phantastisches. Offensichtlich wollen sie sich, dem Ausländer zuliebe, den Anstrich des Internationalen geben und sind krampfhaft bemüht, ihrer Muttersprache Gewalt anzutun. Aber die Natur ist stärker als die Kunst, und Blut ist dicker als Wasser. Unter allen den Knappen, die dem Fremdling ihre Dienste anbieten, sind sie die Aristokraten, die Gebildeten. Auch ihre Vergangenheit ist zwar vielfach bewegter Art, aber jetzt sind sie „geprüfte“ Leute. Ein Rigorosum vor der bezirksamtlichen Behörde erst verleiht ihnen die Qualität zu ihrem Amt, das

nicht nur die Kenntniss der Schloßgeschichte, sondern auch Uebung in der französischen und der englischen Sprache erheischt. In diesem historischen und philologischen Rüstzeug bewegen sie sich mit der dem Pfälzer eigentümlichen Leichtigkeit und Eleganz. Was sie nicht wissen, ersetzt ihre rege Phantasie, und über die Hindernisse der fremden Sprachen setzen sie sich mit einem Idiom hinweg, das unter der Nachhilfe entsprechender Handbewegungen jedem Mitteleuropäer ohne weiteres verständlich ist. Vor dem gesprengten Turme setzt der Fremdenführer einem Berliner bis ins einzelne auseinander, wie die Sprengung des Kolosses vor sich gegangen. „Na, und wozu sind denn nu die eisernen Haken im Turme angebracht? Was?“ — „Do sin die Pulversäck' draa g'hange,“ repliziert der Fremdenführer, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen. Der Nationalist von der Spree sieht dem Pfälzer mit scharfem Zweifel ins Gesicht, aber dieser hält den Blick mit voller Seelenruhe aus, und jener beruhigt sich wieder.

Fragst du den Fremdenführer schüchtern: „Sagen Sie 'mal, was sind Sie eigentlich in Ihrem sonstigen Berufe?“ so entrinnt dem Gehege der Zähne die Antwort: „Mir sind des fors Schloß, was die Professore drumme for die Universtät sin.“



Fastnacht in Laufenburg

Von Joseph Enderle.

„O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den Bäumen.“

Wir stehen hoch oben auf der „Mühlehalde“ über dem Städtchen Laufenburg. Die Nacht ist über das Land geschritten und bedeckt mit ihrem Sternemantel Berg und Tal, die beiden Städtchen mit der alten, zur Hälfte gedeckten Brücke, über die dann und wann ein einzelner Wanderer geht. Ueber die Jurahöhen kommt der Mond in silberner Gondel gefahren. Sein weiches Licht verbreitet eine geheimnisvolle Stimmung über die hochgiebligen alten Häuser und den aufblitzenden, schäumenden Strom, der seine Wasser tosend gegen die harte Felsensperre wirft. Hoch oben treten die Umrisse des alten Schloßturmes der ehemaligen Habsburgerfeste immer schärfer hervor. Aus den Fenstern der eng aneinandergeschmiegtten Häuser strahlen die Lichtlein. Von einer Veranda über den Felsen kommen verlorene Töne über den Strom geflogen. Aus der Tiefe aber schallt der Nachtgesang der Wasser in Ewigkeitsakkorden:

„O wunderbarer Nachtgesang:
Von fern im Land der Ströme Gang,
Leis Schauern in den Bäumen.“

Auders wird's wohl im Herzen so manches Hohenwälders klingen, der in der Fastnachtzeit nach Laufenburg pilgert, um sich das dortige Fastnachtstreiben anzusehen. Da ist dann das Städtchen aus seiner sonstigen beschaulichen Ruhe erwacht. Dann wird die Fastnacht gerade so lustig gefeiert wie etwa in der Seegegend oder den Rhein entlang abwärts bis zum heiligen Köln. Ja, in Laufenburg läßt sich Prinz

Karneval schon drei Wochen vor Fastnacht mit ohrenbetäubendem Lärm ansagen, um sich für seine Ankunft auch den nötigen Respekt zu verschaffen. Die drei Donnerstage vor Fastnacht führen nämlich den bezeichnenden Namen „feße Donschtig“ (fette Donnerstage), wodurch wohl schon jedem echten „fröhlichen Gesellen“, um mit Scheffel zu reden, der Mund wässerig gemacht wird, in Vorausahnung der verschiedenen „Mezgete“ (Schlachtfest und Schlachtschüssel), die an Fastnacht winken. — An diesen „feßen“ Donnerstagen und auch an den Fastnachtstagen selber ist kein Pfannendeckel mehr sicher in Mutters Küche; denn mit diesen und anderen „Instrumenten“, wie Trommeln, Pauken, Hörnern, Wassereimern, alten Sensen, Kuhschellen u. a. ausgerüstet, versammeln sich die Buben und oft auch Erwachsene morgens um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr am Wasentor. Von dort beginnt sich die „Tschättermusik“ durch das Städtlein in Bewegung zu setzen. Jeder Mitwirkende tut, im Vollgefühl seiner Kraft und stolz auf sein „Instrument“, voll und ganz seine Pflicht, so daß niemand im Städtlein an diesen Tagen einen Becker braucht. Und wehe demjenigen, der etwa gegen diese Musik „aufmucken“ wollte! Ihm wird noch ein besonderes Ständchen gebracht. Von dem schweizerischen Großlausenburger zieht die Tschättermusik über die Brücke nach Kleinlausenburger und bekommt dort badischen Zuzug. Denn an Fastnacht sind die beiden Lausenburg immer eine Gemeinde: gemeinsam werden die meist historischen Fastnachtsumzüge veranstaltet, gemeinsam wird gelebt und gejubelt „auf beiden Seiten des Rheins“.

Und weil's in Lausenburg besonders am Fastnachtmontag und -dienstag so lustig zugeht, so strömt jung und alt aus den benachbarten Orten, aus den aargauischen Tälern und vom Schwarzwald in das Städtchen. Früher fanden sich die Hohenwälder viel zahlreicher ein. Darum der Spruch:

„Fahr ue, fahr abe
Fahr Lausenburg zue,

Wie tanze die Wälder,
Wie chlappere die Schueh!"

An einem der Fastnachtssnachtsmittage haben's die Buben und kleinen Mädchen noch besonders eilig. Da findet nämlich das „Narrolaufen“ statt. Die „Narronen“ sind angesehenere Bürger oder Einwohner von Laufenburg, die speziell der Jugend eine Freude machen wollen. Das „Narrolaufen“ soll seinen Ursprung von der Schiffer- und Fischerzunft herleiten. Jedenfalls sind noch jetzt die langen Gestalten der Laufenburger Fischermeister, z. B. der Gebrüder Kueh, dabei typisch; sie tragen ihr Zunftabzeichen, ein Fischernetz, als Leibbinde, während die Metzger eine weiße Binde tragen. „Erst dieses Narrolaufen,“ so urteilt einer der stets beteiligten Narronen, „verleiht dem Ganzen den richtigen Charakter.“ Mit Narrenkleidern, aus farbigen Lappen zusammengesetzt, die oft mehr als hundert Jahre alte, schreckliche Holzmaske vor dem Gesicht und mit schweren Sennteln bewaffnet, ziehen die Narronen, begleitet von einer großen Schar von Kindern, einheimischen und fremden, durch die Straßen, da und dort in einem Wirtshaus Einkehr haltend. Sie tragen mit Nüssen, „Schnitz“ (Dürrobst) u. a. wohlgefüllte Säcke bei sich; hinterher ruft die Kinderschar in einem fort:

„Narro, chridewiß,
Hesch d' Chappe volle Nüs.“

Da greift der Narro in den Sack und wirft seine Nüsse unter die Menge. Alle stürzen sich darauf, und es beginnt ein Stoßen und Schieben und Bücken und Drängen. Der gibt seinem Nachbar einen Rippenstoß, dem ist man auf die Finger getreten, und drohend ruft ein Einheimischer: „Dene chline Burebüebli müend 'r rächti Gingg gä!“ (Diesen kleinen Bauernbuben müßt ihr rechte Tritte geben.) Dann gehen die „Fastnachtssprüche, in einem bestimmten Rhythmus laut geschrien, wieder weiter:

„'s hocke drei Narre
Ufs Hanselis Charre,

Wie lache die Narre!
Narri und Narro!"

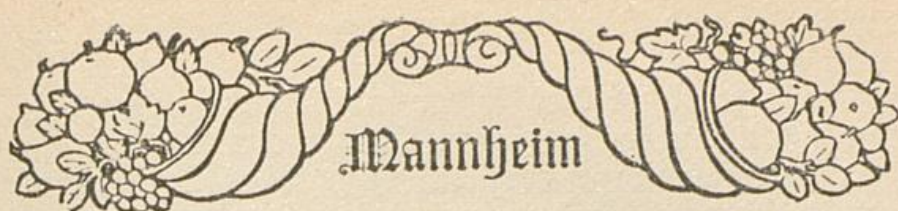
Unterdessen ist der Sack der Marronen allmählich leerer geworden. Entrüstet ruft da die Schar:
„Gizige Narro! Gizige Narro!“ Da kommt ein neuer Sack an, und jetzt geht es weiter:

„Lustig isch de Frickerseppli,
Suft alli Stund e Schöppli;
Lustig isch de Bogeschütz,
Er ist am Fritig (Freitag) Speck und Schnitz!“

Zuweilen bekommt die Menge auch statt der erhofften Nüsse einmal einen kalten Guß aus einem Wirtshausfenster, oder es kommt der „Aschenpuddel“ dahergesprungen in weißen Hosen und weißem Hemd und schlägt den Leuten seinen Aschensack auf den Rücken. —

Ist dann die Fastnachtsherrlichkeit zu Ende, so wird meist am Aschermittwoch die Fastnacht unter Jammern und Wehklagen in einem Trauerzuge, dem allerlei Symbole der vergangenen Fastnachtstagen vorangetragen werden, zu Grabe geleitet, d. h. es wird nach Einbruch der Dunkelheit eine brennende Fastnachtspuppe von der Brücke in den Rhein geworfen.





Von Joseph August Beringer.

„Es is nur een Palz un een Mannem“
— nur eine Pfalz, nur ein Mannheim: das alte und selbstgefällige Volkswort ist gewiß auch ein Wahrwort. Das kann mit aller Sicherheit nicht bloß gesagt, sondern auch aus der ganzen tausendjährigen Geschichte und der Wiederaufrichtung nach wiederholter Vernichtung erwiesen werden. Pfalz und Mannheim sind Dertlichkeiten von Hoffnungen, sind Stätten ihrer Erfüllungen. Ungezählte Kriege und Verwüstungen sind über die Pfalz dahingegangen, seit dieser gottgesegnete Landstrich aus dem Dunkel der Vorzeit in die Helligkeit unserer Tage getreten ist. Dreimal in den 300 Jahren seines Bestehens ist Mannheim zerstört worden. Immer wieder haben sich Land und Stadt rasch von den Schicksalsschlägen erholt, immer sind sie neu, schöner und größer aus Schutt und Asche erstanden. Sie konnten wohl sinken, aber nicht ertrinken. —

Seit im grauen Alttertum vor Christi Geburt die Römer eine Heerstraße von Speier (Noviomagus) beim Wasserkastell Altrip (Alta ripa) über den Rhein, quer durch die sumpfigen, waldbestandenen Gelände der Pfalz, in denen einst das Mammut, das Nashorn und der vorgeschichtliche Mensch gehaust hatten, nach dem festen Lager Ladenburg (Lupodunum) und von da nach Heidelberg und der Bergstraße führten, war die Pfalz ein Wechselplatz in Krieg und Frieden geworden. Die Göttersitze der alten Germanen wurden in den Odenwald (Odins, Wotans Wald) und auf den Donnersberg (Donars Berg) verlegt. Die Reckenzeit der Nibelungen glänzt an den Grenzen dieses Gebietes. Franken und Alemannen plakten hier aufeinander, wie zahlreiche Gräberfunde aus der

näheren und ferneren Umgebung Mannheims be-
weisen.

Als Karl der Große, der mit seinen Helden hier noch den Auerochsen jagte, Land und Leute an das nahe Kloster Lorsch vergabte, begann das Land urbar zu werden. Auf dem nahen Heiligenberg erstand die St. Michaelsbasilika; in der Ebene siedelten sich Fischer und Bauern am Neckar entlang an. Damals entstand auch Mannheim, das lange ein kleines Fischerdorf blieb und gelegentlich auch Weinreben pflanzte (rechts vom Neckar, auf der Sanddüne des heutigen Friedhofes — einst auch der „Bestbuckel“ genannt —), während die alte Hauptstadt der Pfalz, Heidelberg, durch die Residenz der Pfalzgrafen und Kurfürsten und durch die Universität mit höfischem Glanz und wissenschaftlichem Ruhm auf Zeit und Leben einwirkte.

Rasch hob sich die Kurpfalz zu Ansehen. Es wurde ein begehrtes und heißumworbenes Land für macht- und geldlüsterne Gewalthaber. Wir heben aus den Verteidigern der Erblande nur den „Pfälzer Fritz“, Friedrich den Siegreichen (1425—1476), hervor, der zwischen Friedrichsfeld und Seckenheim sich der Eindringlinge erwehrte. Das Gedicht vom „Mahl zu Heidelberg“ erzählt davon. Am Rhein haben die Pfälzer Fürsten zum Schutz ihres Landes die Wasserfeste Sichelzheim angelegt, die jahrhundertlang bestand und im heutigen Stadtgebiet von Mannheim gelegen war. Hier fand der in der vorreformatorischen Zeit des Johannes Huß auf dem Konzil von Konstanz (1414) abgesetzte Papst Johann XXIII. Schutz und Zuflucht beim Pfälzer Kurfürsten. In den Kämpfen, Wirren, Gewalttätigkeiten, in den staats- und religionsgesetzlichen Forderungen der Zeit haben die Pfälzer oft ihr Bekenntnis wechseln müssen. Sie wurden Katholiken, Lutheraner und Calvinisten, wie die Herrscher es befahlen. Daher ist ihnen eine gewisse Duldsamkeit und Schmiegsamkeit in religiösen Dingen geblieben. Der Geist der Freiheit in Dingen der Kirche und des Staates erklärt sich wohl auch aus diesen wechselvollen Zeiten.

Mit Friedrich IV. (1574—1610), dem politisch und kirchlich ungemein regen Kurfürsten, der im Friedrichsbau einen der schönsten Teile des Heidelberger Schlosses erstellte, tritt für das bis zum beginnenden 17. Jahrhundert unbeachtet gebliebene Fischerdorf Mannheim die entscheidende Wendung ein. Als Bollwerk gegen die herannahenden Kämpfe mit den Westmächten, als Siedelung für unternehmungslustige Kaufleute und rührige Fabrikanten, gründete er 1706 Mannheim als Festung auf der Halbinsel zwischen Rhein und Neckar. Am Rheinufer erstand die „Friedrichsfeste“, ein Bollwerk für sich; von da aus gegen den Neckar hin dehnte sich die ebenfalls befestigte Stadt Mannheim. Sie wurde bevölkert mit den durch „Privilegien“ angelockten „ehrlichen Leuten aller Nationen“. Mit den namentlich aus den Niederlanden und auch aus Nordfrankreich einwandernden Gewerbetreibenden und Kaufleuten kamen neue Namen, kam ein neuer Geist der Regsamkeit in das rasch anwachsende Gemeinwesen Mannheim.

Aber als der junge Kurfürst Friedrich V. (1590 bis 1632) mit seiner aus englischem Geblüt stammenden Gemahlin nach Böhmen ging, und als dort nach einem Winter voll rauschender Festlichkeiten der „Winterkönig“ Böhmen und die Pfalz verlor, brach auch für das junge Mannheim das erste vernichtende Schicksal herein. Mannheim, der „Pflögling der Regentengunst“, wurde im beginnenden Dreißigjährigen Krieg zerstört. Truppen der protestantischen Union und der katholischen Liga, spanische und französische Heere durchzogen, brandschatzten und plünderten die Kurpfalz. Als Karl Ludwig (1650—80), der älteste Sohn des Winterkönigs, nach dem Westfälischen Frieden wieder in das Erbe seines Vaters eingesetzt wurde, mußte er sein vernichtetes, verarmtes und entvölkertes Stammland wiederherstellen. Aber in den 30 Jahren seiner haushälterisch klugen und sparsamen Herrschaft hat er die Wunden der großen deutschen Erniedrigung wieder geheilt. In der Feste Friedrichsburg zu Mannheim erstand der „Tempel der Dreieinigkeit“, als Wahrzeichen der

Gleichberechtigung der drei christlichen Bekenntnisse. In der Rheinebene bei Schwetzingen legte er für seine zweite Gemahlin, die anmutige Luise von Degenfeld, ein Schloß mit Lustgarten an. Dies bildete den Anfang des jetzt so großartigen „Schwetzingener Gartens“. Von seinen Kindern erster Ehe hat die bekannte, mit „Monsieur“ Philipp von Orleans, dem Bruder Ludwigs XIV., verheiratete „Liselotte“ am französischen Hofe schmerzliche Tränen über die Verwüstungen in der Pfalz geweint und ungeschminkte Briefe in die alte, treugeliebte Heimat geschrieben, als Ludwig XIV. ohne Grund Ansprüche auf die Kurpfalz erhob. Das schreckliche »brûlez le Palatinat!« (Brennt die Pfalz nieder!) ist durch Melacs Söldnerscharen grausam wahr durchgeführt worden. (Seitdem heißen in der Pfalz Hunde vielfach noch Melac.) Auch Mannheim verschwand vom Erdboden. Seine Bewohner siedelten sich, wenn sie nicht ganz wegzogen, notdürftig in Hütten außerhalb der vernichteten Festung auf dem rechten Neckar- ufer an.

Für Mannheim insbesondere kam wieder ein Retter. Das 18. Jahrhundert sieht die Stadt rasch aus Schutt und Asche zu neuem Glanz erstehen. Johann Wilhelm (1690—1716), der in Düsseldorf regierende pfälzische Kurfürst, hat den militärisch wichtigen Punkt am Rhein, der den Schlüssel zum Neckartal und zu dem schwäbisch-fränkischen Hinterland bildete, erstmals nach künstlerischen Gesichtspunkten gestaltet. Die große Zeit Mannheims nimmt ihren Anfang. Die Friedrichs feste und die Stadt Mannheim schmolzen in ein Ganzes zusammen — in die Festung Mannheim —, die von 13 Bastionen geschützt war. Mit besonderem Bedacht wurde das schon vom Gründer vorgesehene System der rechtwinklig sich schneidenden Straßen durchgeführt. Wurden die Häuser nach den vorgeschriebenen „Modellen“ erbaut, so konnten die Bauherren mit Steuerfreiheit und doppeltem Bürgernutzen für 10 Jahre und länger „bevorrechtet“ werden. Die Höhe der Häuser war, je nach den Straßenbreiten, verschieden. Nun

entstand nach und nach jenes Mannheim, das von Goethe als „gleich und heiter gebaut“ gerühmt wird. Die Bevölkerung dieses dritten Mannheim war im wesentlichen mehr von deutscher Abkunft, als die niederländischen Einwanderer des ersten und zweiten Mannheim. Aber ein Rest „Auswärtiger“, namentlich Niederländer, blieb doch. Er vergrößerte sich unter den nachfolgenden zwei Kurfürsten durch italienische und französische Zuwanderer, die alle ihren Unterhalt, Verdienst, Reichthum suchten und meist auch fanden. Denn Mannheim trat aus dem damals alltäglichen Leben einer kleinen Provinz- und Soldatenstadt in die im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus verheißungsvollere Reihe der Residenzstädte.

Schwezingen, wo bereits ein kleines Sommer-
schlößchen stand, wurde vergrößert. Das Schloß-
gebäude, das um die Flügelbauten für Kavaliere-
wohnungen und Verwaltungszwecke erweitert worden
war, bekam sein stattliches Aussehen. Das Wäldchen
dahinter wurde zu einem „Lustgärtel“ gestaltet. Die
an ihre Pfälzerheimat anhängliche Liselotte erinnerte
sich in der Pracht des französischen Hofes gern der
seligen Stunden, wie sie hier einst auf Hintertreppen
und durch geheime Türen ausschlißen und im Feld
die saftigen Kirschen vom Baume essen konnte.

Nach dem Aussterben des kinderlosen Neuburgers
Johann Wilhelm kam sein Bruder Karl Philipp
(1716—1742) zur Regierung. Dessen streng katho-
lische Gesinnung konnte mit den kalvinistisch gesinn-
ten Heidelbergern über Kircheneigentum und Kate-
chismusfragen nicht einig werden. Der Zug der Zeit
ging zudem darauf hinaus, Residenzen in die städte-
ferne Ebene zu legen, wie wir es an Potsdam—
Neues Palais, Nymphenburg, Schleißheim sehen.
Karl Philipp kehrte deshalb dem Stammschloß der
Pfälzer Kurfürsten in Heidelberg den Rücken und
wohnte kurze Zeit in dem von Johann Wilhelm
vergrößerten Schloß und Garten zu Schwezingen,
den er sogar mit aus Düsseldorf und Heidelberg
herbeigeschafften Statuen schmücken ließ. Er zog

dann nach Mannheim, wo er von 1719 an den großartigen Schloßbau begann, der gewissermaßen der steingewordene Ausdruck des absoluten (unumschränkten) Herrschertums über das Volk (der Stadt) geworden ist.

Mit der Errichtung dieses Riesenbauwerkes — eines der ausgedehntesten Schlösser von ganz Europa — wird die erste Hochblüte von Mannheim eingeleitet. Hier ist es mehr als „kostspielige Laune“, die z. B. mit Hilfsmitteln der Kunst aus der ganzen Welt aus dem Sandfeld bei Schwetzingen eine bewundernswerte Paradiesanlage schaffen ließ. Hier war es ein bestimmter, weitschauender Wille, der mit den Bauarbeiten ganzen Generationen von Handwerkern und Künstlern Nahrung und Lebensunterhalt bot und auch den Stadtbewohnern außerhalb der „Hof-freyheit“ Nutzen und Gewinn brachte. Karl Philipp hat aber auch den Grund zum „Jesuitenkollegium“ und der daneben errichteten „Hof- (jetzt Jesuiten-) kirche“ gelegt. Von diesen Gebäuden ist eine große geistige Saat ausgegangen; denn die Jesuitenpatres haben ein Gymnasium für die Bürgerjöhne eingerichtet. Karl Philipp hat, um die Handelsgeschäfte zu fördern, auch das „Kaufhaus“ mit großen Lager-räumen und Verkaufsläden begonnen und damit das wirtschaftliche Leben Mannheims zusammen-gefaßt und leistungsfähiger gemacht.

Sein Nachfolger in der Regierung, Kurfürst Karl Theodor (1742—1799), hat das Erbe nicht nur erhalten, sondern noch vermehrt. Unter ihm wurde die Pfalz, wurde Mannheim das reiche, glückliche Staatswesen, auf das wegen seiner künstlerischen, wissenschaftlichen, gewerblichen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit das damalige ganze kultivierte Europa schaute. Aus der bildenden Kunst, die sich auf alle Gebiete erstreckte, holten sich Lessing, Goethe, Schiller und andere Klassiker die entscheidendsten künstlerischen und sittlichen Anregungen im „Antiken-kabinett“, in dem die wertvollen Nachbildungen römischer Statuen aufbewahrt waren. In der Musik wurde das Orchesterpiel mustergebend für die da-

malige Kammer- und Kapellmusik. Die Kapellmeister und Musiker Cannabich, Stamitz, Ritter u. a. schufen mit ihren Kompositionen die Grundlagen für die späteren Symphoniewerke von Haydn und Mozart. Mozart hat in Mannheim konzertiert und komponiert; Abbé Vogler an der Schloßkirche wurde der Lehrer von Karl M. von Weber und Meyerbeer. Das Theater unter Dalbergs Leitung und Jfflands Mitwirkung schwang sich zum mustergültigen Musentempel empor. Schillers dramatische Jugendwerke entstehen in Mannheim und gehen hier erstmalig über die Bühne.

In der Wissenschaft braucht nur auf die Verdienste des Vaters Mayer an der jetzt noch stehenden Sternwarte um die heute noch vollwertigen Fixsternbeobachtungen und um die Kartenzeichnung auf Grund genauer Messungen hingewiesen zu werden. Daneben wirkten Medicus als Botaniker durch Einführung neuer Baumarten (Akazien, Ginkgo), Hemmer als Erbauer der ersten Blitzableiter, Lamey und Häffelin als Geschichtschreiber der Heimat und als Begründer der Alttertumswissenschaft u. s. f. Und alle diese hochkulturellen Veranstaltungen dienten nicht nur dazu, den Glanz der Hofhaltung zu vergrößern, Beamte zu versorgen und zu beschäftigen, sondern sie waren zugleich auch wirtschaftliche Unternehmungen. Die Kupferstecherei zum Beispiel führte in günstigen Jahren Mannheim allein Millionen zu, Gelder, die nicht ins Ausland wanderten, sondern ins Land hereinkamen und dablieben, ungerechnet der Vorteile, die aus der Ausbildung junger Leute auf künstlerischem und kunstgewerblichem Gebiete erwachsen. Auch die Gewerbe, wie die Porzellanfabrik in Frankental, oder die Seidenweberei und die Teppichweberei, die im Anbau der Färbereipflanzen, in der Seidenraupen- und Schafzucht ihre Grundlage hatten, waren Pfleglinge der Regierungskunst. Modeartikel, Gürtlerwaren, Kunstschmiedearbeiten gingen auswärts. Es war eine Zeit hohen Aufschwungs. Man nahm damals Einrichtungen in Angriff, die erst heute durch die Sozialgesetzgebung

ihre staatswirtschaftliche Bedeutung und Auswertung erfahren haben: Aufgaben hygienischer und sozialer Art; Hebammenschulen, Rheinbäder, Wasserleitungen, Altersfürsorge, Waisenhäuser usw.

Es ist begreiflich, daß zu jener Zeit, da ein Wille die ganze Staatsmaschine im Gange hielt, das Ausschneiden dieses Hauptantriebes aufs tiefste beklagt wurde. Das war, als Karl Theodor die bayerische Erbschaft in München (1778) antreten mußte. Er selbst vertauschte das Land seiner Jugend und seiner besten Mannesjahre, die sonnige Pfalz, nur ungern mit dem rauheren München und seiner herberen Lebensart und Sitte. Es darf aber als ein Zeichen der guten staatswirtschaftlichen Grundlagen seiner Regierungszeit gelten, daß neben den neuen Münchener Aufgaben alle in der Pfalz begonnenen Unternehmungen gut und ständig fortschreitend weitergeführt wurden: so der Ausbau des Schlosses und der Jesuitenkirche, der Sternwarte, des Zeughauses, des Theaters und vor allem des Schwetzingen Schloßgartens. Allerdings, das geplante neue großartige Schloß am Nordrand des Schwetzingen Gartens wurde nicht gebaut; aber der Garten selbst erstand in seiner ganzen jetzigen Ausdehnung. Nach dem Ablauf der französischen Richtung im Gartenbau, die als eine Fortsetzung und Planung der Hochbaukunst auf das Gartengelände mit seinen Baum- und Beetarchitekturen aufzufassen ist, ließ Karl Theodor den französischen Teil nach drei Seiten hin mit den in Mode kommenden englischen Gartenanlagen umziehen. Dadurch kamen natürlichere Anschauungen in die abgezirkelten und mit dem Lineal geregelten Flächen- und Raumgebilde. Der Boden wurde natürlich, wellig; die Bäume und Sträucher behielten ihren natürlichen Wuchs; weite Wiesenflächen und Wasserspiegel wechselten mit lauschigen Hainen und stolzen Baumgruppen. Nur die künstlichen Ruinen und die Moschee wirkten noch als Kunst in der natürlichen Umgebung. Dieses Weltbürgerliche, dieses Zuhausesein in aller Welt und in allen Religionen,

gehörte aber zum Ton und zur Empfindung der ganzen Zeit.

Diesem Weltbürgertum machte die französische Revolution ein rasches, gewaltsames Ende. Mitten aus den Redensarten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurden die Anfänge des Nationalstaates geboren. Napoleon I. hob das französische Selbstbewußtsein aus dem Meer von Blut und Schande durch den gewaltigen Geist seiner Kriegsführung zur höchsten Höhe. Sein Wille schaltete mit Völkern und Staaten wie mit Schachfiguren. So zerriß er auch die vielhundertjährige Zusammengehörigkeit der Kurpfalz. Er verband den rechtsrheinischen Teil mit Baden, dessen erlauchter Fürst, Markgraf Karl Friedrich (1738—1811), „wegen seiner Tugenden“ Großherzog von Baden wurde, und beließ den linksrheinischen Teil bei Bayern. —

Wiederum schien der Krieg, den die Revolutionsheere gegen Deutschland führten, Mannheim gänzlich vernichten zu wollen. Die Verlegung der kurfürstlichen Residenz nach München, der Wegzug vieler Beamten und Künstler hatte Mannheim schon entvölkert. Die wiederholten Belagerungen und Zerstörungen der noch befestigten pfälzischen Hauptstadt, die magnetisch die Kriegsheere von Freund und Feind angezogen hatte, ließen erkennen, daß Mannheims Zukunft nur in einem entfestigten Plaze liegen konnte. So fielen die Festungswälle, und die Gräben wurden eingeebnet. Mannheim schien wieder eine kleine Landstadt werden zu sollen. Kunst, Wissenschaft, Handel und Verkehr waren vor den Kriegstürmen geflohen. In Heidelberg dagegen erhob sich durch Karl Friedrichs Bemühungen an der neuorganisierten Universität neues Leben. Es blühte in wenig Jahren geistig zu höchster Bedeutung auf in der Romantik. Mannheim schien seines Schmuckes und neuer Hilfsquellen entblößt. Das Deutsche Reich war untergegangen. In demselben Augenblick, da Karl Friedrich die von den Pfälzern gewünschte Verlegung der Residenz von Karlsruhe nach Mannheim ablehnen mußte, wies seine landesväterliche Weitsicht auf die natür-

lichen Kräfte der Selbsthilfe und der geographischen Vorteile hin, denen die sinkende Stadt ihr Dasein und ihre neue Erhebung verdanken könne. Rhein, Neckar und das dazugehörige Hinterland sollten der Übungsplatz für die Kräfte des mündig gewordenen Bürgertums sein. Als ein letztes Wetter zogen die Stürme des Befreiungskrieges über dieses Gebiet. Neue wirtschaftsstaatliche Zusammenhänge bildeten sich von da an. Ihr Kompaß wies nach Norden. Als in den 30er Jahren die deutsche Zollunion gebildet wurde und der Rhein eine auf weite Strecken durch Zollschranken nicht unterbrochene Fahrstraße ergab, als die ersten Raddampfer den romantischen Rhein in den wirtschaftlichen umwandelten, da schlug die Geburtsstunde des neuen, des bürgerlichen Mannheim. Die Tüchtigkeit, der Wagemut und die Zähigkeit seiner Bewohner wußten aus dem einst verödeten und armselig gewordenen Mannheim die wirtschaftliche und finanzielle Hauptstadt des Landes zu machen. Innerhalb 50 Jahren wuchs die Stadt von kaum 25 000 Einwohnern auf weit über 100 000 an. Sie hatte sich, indem sie die natürlichen Hilfsquellen der Wasserstraßen und des Hinterlandes ausnutzte, zum bedeutendsten Handelsplatz Süddeutschlands emporgearbeitet.

So kamen die siebziger Jahre heran. Der Einigungskrieg brach aus, der die Entscheidung der deutschen Stämme über das natürliche Recht ihrer Selbstbestimmung gegen welschen Machtwillen brachte. Nach einem beispiellos sieghaft geführten Kampf von etwa sechs Monaten wurde das „Deutsche Reich“ aus den Bundesstaaten zusammengeschlossen. Nun hatten alle geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte einen tragfähigen Boden gewonnen. Auch Mannheim empfing seinen Anteil an dem Aufschwung, den das Deutsche Reich zu nehmen begann.

Es begnügte sich nicht mehr, nur der kaufmännische Vermittler der Waren zu sein. Es begann Erzeugnisse aller Art selbst herzustellen. Kleine Schlossereien und Schmiedewerkstätten mit Reparaturbetrieb wurden zu Eisengießereien und Maschinen-

fabriken ausgebaut, deren Fabrikate in die Welt hinausgingen. Kleine wissenschaftliche Privatlaboratorien erweiterten sich zu chemischen Fabriken, die einen gebietenden Weltrang einnehmen, wie die Badische Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen, die chemischen Fabriken Wohlgelegen und Rheinau. Da verwandelt sich die in reicher Menge auf Wasserwegen leicht herbeigeschaffte Steinkohle in die Anilinfarbe, in künstlichen Indigo, die in der Färberei und im Welthandel völlige Umwälzungen hervorgebracht haben. Da gewinnen wir aus der Luft den künstlichen Salpeter und machen uns damit in den verschiedensten Fabrikationszweigen unabhängig vom Ausland. In andern Werken dieser Art werden Rohstoffe der Heimat (Holz) oder der tropischen Welt (Chinarinde, Gewürze, Jute) in vielbegehrte Gebrauchs-, Genuß- und Heilmittel (Zellulose, Jutewebereien, Seile, Arzneien) verwandelt, gar nicht zu gedenken der kleineren Unternehmungen, die dem Inlandsbedarf genügen.

Wieder zogen „ehrliche Leute“, diesmal aller deutschen Stämme, nach Mannheim, um da tätig zu sein und das Glück zu erjagen. Mit Riesenschritten geht die Vergrößerung und Erweiterung der Stadt nebst allen ihren Anlagen vor sich. Zur Jahrhundertwende ist das erste Hunderttausend in der Bevölkerungsziffer weit überschritten. Inzwischen ist Mannheim in die Zahl der „Städteordnungs“-Städte mit Selbstverwaltung eingereiht worden. Die Stadtverwaltung hat sofort unter verständnisvoller, reicher Förderung durch die Regierung und das neue badische Herrscherhaus die durchaus notwendigen Schritte zur Vergrößerung der Handels- und Industrieanlagen getan. Im Gebiet des alten Rhein- und Neckarzusammenflusses wurden großartige kilometerlange städtische Hafenanlagen am Industriegelände geschaffen, so daß Mannheim über einen der größten Binnenhäfen Deutschlands verfügt. Die Gemarkung der Stadt wurde durch Eingemeindung der umliegenden großen Ortschaften für seine fast volle Viertelmillion Einwohner auf eine Größe gebracht, die selbst

die der Reichshauptstadt Berlin übertrifft. Diesen Verhältnissen entsprechend ist auch der Staatsgüterbahnhof in den letzten Jahren ins Riesenhafte ausgedehnt worden, erstrecken sich doch die Rangier- und Verladeanlagen auf 9 Kilometer bis nach Friedrichsfeld hinaus.

Von dem Wachstum des Verkehrs zu Land und zu Wasser seit Errichtung des Deutschen Reiches geben nachstehende Zahlen einen Begriff. Befördert wurden:

im Jahre	zu Bahn	zu Schiff	zusammen Millionen Doppelzentner
1870	3,4	4,1	7,5
1890	23,4	26,8	50,2
1913	74,0	76,7	150,7

Einige Zahlenangaben verdeutlichen auch am besten das Gedeihen des neuzeitlichen, geschäftstüchtigen und erstarkten Mannheim hinsichtlich der Bevölkerungsbewegung. Es waren

im Jahre	Köpfe	im Jahre	Köpfe	im Jahre	Köpfe
1606	1 200	1802	18 818	1890	79 058
1685	12 000	1852	24 316	1900	141 131
1731	8 600	1871	39 600	1910	193 902
1778	25 000	1880	53 425	1914	226 400

Die Eingemeindungen der umliegenden Ortschaften, die wegen der günstigeren und billigeren Wohnungsverhältnisse — Einfamilienhäuser, Gartenland — von großer Bedeutung sind und von denen der elektrische Schnellverkehr rasch in den Mittel-

punkt des geschäftreichen Mannheim führt, vollzogen sich stetig und folgerichtig:

Ort	Räfertal- Waldhof	Neckarau	Feuden- heim	Rheinau	Sand- hofen
einge- meindet	1897	1899	1910	1913	1913
mit Ein- wohnern	6661	7619	5007	3930	8213

Außerdem hat Mannheim im Räfertaler Wald eine Gartenstadt angelegt, die im Urteil der sachverständigen Führer in der Gartenstadtbewegung als eine der schönsten und zweckmäßigsten derartigen Anlagen gilt. Mannheim ist zurzeit daran, auch die Frage der Kriegerheimstätten der Lösung zuzuführen, wobei den verschiedensten Bedürfnissen und Zweckmäßigkeiten Rechnung getragen wird.

Wir geben dazu noch einige der größten Werkunternehmungen, deren Arbeiter- und Angestelltenzahl die Höhe von 1000 Köpfen vor Kriegsausbruch meist schon weit überschritten haben, und zwar:

1. Rheinische Automobil- und Motorenfabrik (Benz & Cie.), gegründet 1883, Personal: 7000;
2. Heinrich Lanz, Landwirtschaftliche Maschinen und Luftfahrzeuge, gegründet 1867, Personal: 5200;
3. Rheinische Gummi- und Zelluloidfabrik (Neckarau), gegründet 1873, Personal: 3650;
4. Brown & Boveri, Elektrische Maschinen, gegründet 1900, Personal: 2100;
5. Zellstoff-Fabrik Waldhof, gegründet 1884, Personal: 1800;
6. Bopp & Reuther, Wasser- und Gasarmaturen, gegründet 1872, Personal: 1500;
7. Strebelwerke, gegründet 1900, Personal: 1500;

8. Joseph Bögele, Eisenbahn- und Bergwerks-
anlagen, gegründet 1863, Personal: 1000.

Gegenüber diesen Zahlen, die nur unsere jetzt großen Werke betreffen, muten die Zahlen früherer Zeiten wie ein weltfernes Idyll an. Es bestanden in Mannheim 1787: 5 Tabak-, 5 Essig- und je eine Wollzeug- und eine Kartensfabrik (im Waisenhaus) und 5 sonstige Fabriken mit zusammen 144 Arbeitern, darunter 94 Tabakarbeiter. 1875: 308 gewerbliche Betriebe mit 6 und mehr Gehilfen, darunter 2 mit über 200 Arbeitern. 1913: 1280 Gewerbebetriebe, die der Fabrikinspektion unterstanden, darunter 34 mit über 200 Arbeitern.

Dementsprechend ist auch der Vermögenszuwachs unserer Stadt, nach den Umlagesteuerkapitalien berechnet, von 1908 im Betrag von 1761 Millionen bis 1917 auf den Betrag von 2671 Millionen, d. h. um beinahe 1. Milliarde gestiegen. — Von den Steueranschlägen zur Einkommensteuer des ganzen Landes entfallen auf Mannheim ungefähr 24%, das ist fast $\frac{1}{4}$ von ganz Baden.

Neben diesem Aufschwung zum wirtschaftlichen Mittelpunkt, der Mannheim wieder für das ganze ehemalige Kurpfalzgebiet und weit darüber hinaus geworden ist, steht in gleichem Verhältnis das, was es für die kulturelle Hebung durch Hoch-, Mittel- und Volksschulen, durch Fach- und Gewerbeanstalten und an Kunst- und Bildungseinrichtungen und Wohltätigkeitsanstalten aller Art leistet. Die „Schöpfung der Laune“ wurde durch den fruchtbaren Willen zur Arbeit und zur Tat eine Stätte des Ernstes und der Ernten. Ein neues, frisches, großzügiges Leben geht durch alle Zweige der öffentlichen Wirksamkeit, denn die Mannheimer, die mit dem werteschaffenden werktätigen Leben daheim und draußen vertraut sind, wissen, daß die Erde zwar Raum für alle hat, daß aber in und um Mannheim die Gelegenheiten, seine Kräfte zu betätigen und vorwärts zu kommen, ganz besonders günstige sind. Heute mehr wie je gilt das Wort: Es gibt nur ein Mannheim.

Dieses Mannheim der hoffnungsfrohen Zukunft grüßt dankbar die heldenhaft kämpfenden Krieger mit dem Bewußtsein, ihnen für die Zeit des Friedens eine Stätte für erfolgreiche Arbeit und für ein befriedigendes Vorwärtskommen bieten zu können. Heute mehr wie je gilt das Wort:

„Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

Borberg.

Volksfage.

Bevor Borberg diesen Namen trug, war es einmal solange belagert, bis es keine Lebensmittel mehr hatte. Da ließ ein kluger Schneider sich in eine Bockshaut einnähen und schritt dann auf allen vieren auf der Stadtmauer hin und her. Als die Feinde das stattliche Tier sahen, ließen sie die Hoffnung fahren, den Ort auszuhungern, und hoben die Belagerung auf. Zum Dank für diese Rettung legte das Städtlein sich den Namen Borberg auf ewige Zeiten bei und führt seitdem in seinem Wappen einen schwarzen Bock auf grünem Berg.





Der Rekrut im Weinkeller

Von Friedrich Förster.

Anno 48, als der Lämmelinmichel von Mauchen sich als Rekrut nach Freiburg stellen sollte zur Revolutionsarmee, da war die Not seines Herzens groß, so groß, daß er an Fahnenflucht dachte. Aber wohin fliehen? Das war eine schwere Frage für den tapferen Michel.

Nun hatte er ein Schwesterlein, die Hanneli. Die Hanneli war eine brave Jungfrau und diente in Treuen ihrem Herrn, dem alten Geistlichen Rat Franz in Schliengen. Als Weinpfarrer hatte der Herr Geistliche Rat einen gewaltigen Keller mit dicken Mauern und großen Fässern, die manch Tröpflein aus den Pfarrreben enthielten und in beschaulicher Ruhe ihrer Bestimmung entgegenharrten.

Mit diesem Weinkeller hatte der Michel schon mehrere Male Bekanntschaft gemacht, wenn er im Herbst bei der süßen Arbeit des Lesens und Trotzens helfen durfte, und er hatte ihn wegen seines süßen Duftes in sein allzeit durstiges Rebmannsherz eingeschlossen. War das eine Herrlichkeit, im Pfarrkeller zu hantieren und mit den großen Fässern einen heimlichen Bruderkuß auszutauschen! Mit dieser Herrlichkeit sollte es vorüber sein, vielleicht für immer und ewig? Er sollte preußische Grenadiere anzapfen anstatt die Grenadiere im Pfarrkeller, und den eigenen Lebenssaft aufs Spiel setzen? Der Gedanke stimmte den Michel weich — und brachte ihn auf einen kühnen Plan zur Rettung.

Bei dem ersten Halt im Baselstab zu Schliengen, als die Kameraden sich zum Weitermarsche stärkten, verschwand der Michel unversehens. Durch ein Hinterpförtlein gelangte er ins Pfarrhaus. Die Hanneli schlug vor Schreck die Hände über dem Kopf zusammen, als sie von den grausamen Absichten hörte,

welche die Freischärler mit ihrem treuen Bruder vorhatten. Doch der Michel wußte schon Rat, und Hanneli's Schreck legte sich. Der Michel wollte im kühlen Keller zwischen den großen Fässern verschwinden und dort aushalten wie der Prophet Elias in der Wüste, als er vor dem grausamen König Achab fliehen mußte. Gesagt, getan. Der Michel stieg hinab unter die Oberfläche der Erde und ward von seinen Kameraden nicht mehr gesehen.

Aber der Michel trank kein Wasser wie Elias. Denn damals gab es noch keine Wasserleitung in den Weinkellern. Deswegen verdurstete er dennoch nicht. Der gute Markgräfler stillt zur Not ja auch den Durst! Und es schmeckte dem Michel im tiefen, kühlen Keller! Auch mußte er sich nicht wie der Prophet Elias mit trockenem Brot begnügen. Denn Hanneli, das treue Schwesterlein, vergaß mit Erlaubnis des Herrn Pfarrers das tapfere Brüderlein nicht. Und zu dem „uriche Wi“ schmeckten der Speck und die Schäufole ganz passabel.

In soweit war also das unterirdische Dasein des Michel ganz annehmbar. Aber jeder Genuß wurde ihm vergällt, wenn er in des Kellers Tiefe Freischärlertruppen vorbeimarschieren hörte. Er konnte dann fast kein Auge mehr zutun aus Angst, man möchte ihn holen.

Doch alles nimmt ein Ende auf Erden! So war es auch mit der Revolution und des Michels Gefangenschaft. Als die Preußen kamen, da öffnete Hanneli ihrem Bruder die Pforten des Kellers, und der junge Held erschien, glänzend vor Freude und genossenem Speck und Wein, an der Erdoberfläche, um spornstreichs zu seines Vaters Haus heimzuführen, wo eine ähnliche Freude herrschte wie bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes.





Von Otto Eichrodt.

So Kummisbrot isch 's Feinscht, was 's gibt,
Wenn mer nig anders hat;
Bei Kummisbrot gedeiht der Mensch
Un wird schein dick un satt.
Ja, früher, was des anbelangt,
Da hat's als auch zu Butter g'langt,
Un Käs — — —
O Jes',
Die Zeit isch leider rum;
Soldidl, dadl, dum.

Schon morgens isch's en Hochgenuß,
In d' Kaffeetass' gedunkt,
Dem Infantrischt, dem Kavallrischt
Und auch für den, der funkt.
Auch mittags, abends, unverzagt,
Un selbscht bei Nacht noch, wer's vertragt,
Zuhu,
Schnabb zu,
Kein' einzige bringt's um;
Soldidl, dadl, dum.

Der Krieger drauße in der Schlacht
Isch erscht entzückt davon,
Wenn er im Sack en Kanke find't
Als eiserne Ration.
Ein Brogge gibt em neue Mut,
Französle, sei auf deiner Hut,
Geb' acht,
Wenn's kracht -
O lek, schon fliegt er um;
Soldidl, dadl, dum.

Ich hab' en echte Held gekennt,
Herrschaft, hat der gedeht;

Auf d' Turkos war er b'sonders scharf,
Da hat mer was erlebt.
E'mal schleicht so en Schwarzer her,
Mei Held hat momendan fei' G'wehr,
Er bußt
Dem Schuft
En Laib um d' Ohre rum;
Soldidl, dadl, dum.

Weil der Soldat e Mädle braucht,
Sucht er sich eine aus;
E Köchin halt. Und abends als
Steht er mit ihr vorm Haus.
O Kummislaib, o Liebeslohn,
Die Herrschaft kriegt auch was devon;
Adjes,
Theres,
Gleich neune, jek isch's rum.
Soldidl, dadl, dum.

Käm' so e Laible, fein verpackt
In silberich Schdaniol,
Auf d' Dasel bei 're Feschlichkeit,
Zum allgemeine Wohl,
Un des nur alle Jubeljahr,
Wie so en deurer Kaviar — — —
Schlaufweg
En Schleck
Fürs besser Publikum.
Soldidl, dadl, dum.

Auf sanfte Doffle kommt alsg'mach
Auch des Jahr 's Weihnachtsfesch,
Ich aber hab' en eige G'fühl
So unter meiner Wesch.
Träumt dir's vielleicht von Hugelbrot?
En Kummislaib liegt da zur Not.
Auch recht,
Net schlecht,
E Dannezweigle drum,
Soldidl, dadl, dum.

Wer's noch net glaubt, daß Kummisbrot
Dem Mage e Gedicht,
Dem isch net z'helfe, meiner sey,
Der hat kein' Guschdo nicht.
Un schnaigt so en verwöhnter Schlod,
Ich sing' mei' Lied em Kummisbrot,
Grad z'leid;
Vor Freud'
Danz' ich im Kringel rum.
Soldidl, dadl, dum.





Geschichtlein vom alten Großherzog.

„'s brucht's nit.“

In seinen jungen Jahren jagte Großherzog Friedrich viel in den großen Wäldern des Schwarzwaldes, und dabei liebte er es, plötzlich in einem der großen, einsamen Bauernhöfe einzukehren, einen Imbiß zu nehmen und sich mit den Bewohnern zu unterhalten. So kam er auch einmal auf den Sauerhof im Kappeltal, und der Bauer, der Sur-Klemens, stellte das Beste auf, was er hatte: Schinken und Speck, Schwarzbrot und ein Glas selbstgebranntes Kirschwasser. Der Großherzog und seine Begleiter ließen sich die guten Sachen trefflich schmecken, und das freute den Sur-Klemens sehr. Als der Großherzog wieder aufbrach, wollte er die Zehrung bezahlen, aber der Sur-Klemens nahm keine Bezahlung an. Da sagte der Großherzog: „Nun, wenn Ihr kein Geld annehmen wollt, so werde ich Euch ein Geschenk machen und Euch mein Bild schicken.“ — „'s brucht's nit, Herr Großherzog,“ wehrte der Sur-Klemens ab, „'s brucht's durchus nit!“ Seither ist es in der Gegend sprichwörtlich, wenn man ein Geschenk ablehnen will: „'s brucht's nit, Herr Großherzog, hat der Sur-Klemens gsait, wie ihm der Großherzog e Geschenk hat mache wolle.“

„Fluch' i denn?“

Sehr oft kehrte der Großherzog auch beim Förster Mittenmeier in Allerheiligen ein, der wegen seiner Biederkeit und seines derben Humors weit und breit bekannt war. Man hieß ihn nur den „Herrgotts-saferment“, weil er alle Sätze seiner Rede mit diesem Fluchwort auszuschmücken pflegte. Der Groß-

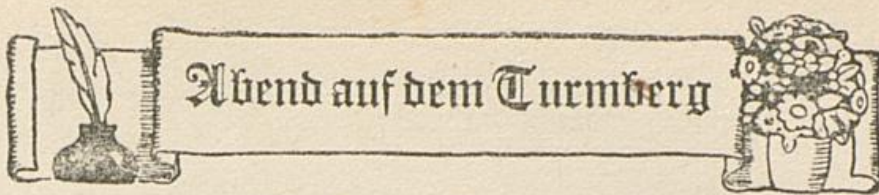
herzog hörte ihm gerne zu und ließ auch die verschiedenen „Herrgottsafermenter“ ruhig über sich ergehen. Aber einmal sagte er doch: „Ja, lieber Mittenmeier, das wäre alles recht schön, wenn Ihr nur nicht immer so lästerlich fluchen würdet!“ Da guckte ihn der Förster ganz verwundert an und platzte dann heraus: „Ja, Himmelherrgottsaferment, Herr Großherzog, ja fluch' i denn?“

„Nöd gut!“

Als der Großherzog im Jahre 1864 im Taubertal nach Distelhausen kam, wurde er vom Bürgermeister begrüßt. „Wie ist denn die Getreideernte ausgefallen?“ erkundigte sich der Großherzog. „Recht gut!“ antwortete der Bürgermeister. „Und die Futterernte?“ — „Auch gut?“ — „Und die Weinernte?“ Da fiel der Gemeinderat Müller, dem die Lobsprüche des Bürgermeisters wider das bäuerliche Interesse zu gehen schienen, mit rauher Stimme ein: „Nöd gut, Herr Großherzog, der Wein isch sauer, man kann ihn kaum saufen!“ Der Großherzog lachte herzlich und beruhigte den Gemeinderat: „Haben Sie nur keine Angst, die Steuer wäre auch dann nicht erhöht worden, wenn der Bürgermeister auch die Weinernte als sehr gut bezeichnet hätte.“

„Nicht von unserem besten!“

Es war bei einem Besuch auf der schönen Insel Reichenau. Die Bürgerwehr der Insel war dem Herrscherpaar entgegengezogen, und unter dem Jubel der Bevölkerung und dem Krachen der Böller überreichte der Bürgermeister den Ehrentrunk im silbernen Becher. Der Großherzog versuchte den Wein. „Sagen Sie einmal, Herr Bürgermeister,“ fragte er, „ist dieser Wein hier auf der Insel gewachsen?“ Der Bürgermeister wollte dem Landesfürsten von der Güte des Reichenauer Nebenblutes die rechte Vorstellung geben und erwiderte stolz: „Jawohl, Königliche Hoheit! Aber er ist noch lange nicht von unserem besten!“



Abend auf dem Turmberg

Von Otto Frommel.

Ein Frühlingsabend küßte leis das Land,
Aus Höhen quoll noch sanfte Mittagsglut,
Auftauend Pflanzensaft und Menschenblut,
Doch Purpur säumte schon der Wolken Rand.

Wir aber, Mann und Weib in Jugendlust,
Durchmaßen frisch den umgeworfenen Grund
Und sog'en, füllend die geschwellte Brust,
Das würz'ge Erdgedüft mit durst'gem Mund.

An Rainen schweifend, veilchenübersät,
Zog's uns durch feuchte Aecker, frisch bestellt,
Hinan, wo in ergrauter Majestät
Der wucht'ge Römerturm die Wache hält.

Wir kletterten auf Weinbergstufen schmal
Den rebenüberbauten Hang hinan,
Unendlich blaute unter uns der Plan,
Unendlich über uns der Wolkenaal.

Nur manchmal gönnten wir uns kurze Ruh
Und schauten Winzern bei der Arbeit zu,
Fast überkam es uns wie leiser Neid,
Betrachtend so erhabne Tätigkeit.

Ein Alter war's, der emsig hand und schnitt,
Gefolgt vom jungen Sohn auf Schritt und Tritt,
Und von des Alten welken Lippen lief
Zur Arbeit manches Wörtlein schlicht und tief.

Wir schwiegen, lauschten, schwangen leicht und frei
Uns dann hinan zur alten Turmbastei.
Uns grüßte ein beweglich schönes Bild:
Im Abend glühend, badisches Gefild.

Zwar östlich, wo zuerst der Tag verblich,
Und nur des Schwarzwalds dunkler Höhenzug
Auf Streifen Schnees ein letztes Leuchten trug,
Verschwamm das Bild in jedem Linienstrich.

Allein im West schwoh hoch der Sonne Glanz
Und überschwemmte weit hinaus das Feld,
Drin lag in einem Feuergarbenfranz
Die rauch'ge Stadt, ein Weltlein in der Welt.

Ihr heißer Hauch rührt' unsrer Kleider Saum,
Doch unsre Stirn umwogt es frühlingssrein,
Uns war, als trüg' uns in den ew'gen Raum
Der Hügel wie ein Himmelskahn hinein.

Aus: Otto Frommel „Flutwellen“, Gedichte. Heidelberg,
E. Winter. Mit freundlicher Genehmigung von Dichter
und Verleger.





© Gschichtli us em Markgräflerland.

Von Karl Berner.

D' Hambacher sin luschtiger Lüt, sell isch wöhr. © Musik hen si au gha, un lut hen si bloße chönne, sell het sy Sach. Der dick Balbierer het die große Trummle gschlage, un der alt Schunkewirt, wo fast taub gsi isch, het si allewyl gfreut, wenn d' Musik verbei cho isch; denn die große Trummle het er no höre chönne, sunst nüt meh. Der Toni het 's Biggolo pfiße, un do het allewyl ei Guckel no em andre z' chriihen agfange; si hen halt gemeint, selle wo 's Biggolo bloßt, seig au e Guckel. Aber öbbis het ene gfehlt, de Hambacher Musikante: si hen kein gha, wo 's Klarinett bloße het.

Un emol, do hätte si solle uf Hinderchilch zuer Fahneweih. „Wemmer doch numme au ein hätte, wo 's Klarinett bloßt!“ hen si gsait. „Dofet emol,“ sait ein — 's isch e Gscheute gsi, un er wär bygöscht fast in Gmeirot cho — „der alt Henn cha jo 's Klarinett bloße, de wemmer derzue neh.“ Un so hen si's au gmacht.

Si sin zuem alte Henn gange, un de het gsait: „I tät scho gern bloße; aber i ha keini Zäh'n meh, un wemme keini Zäh'n im Muul het, cha me nümme bloße.“ Jetzt sin si wider dogstande un hen langi Gsichter gmacht. Uf eimol het ein gsait — selle, wüßet er, wo fast un gar in Gmeirot cho wär —: „Me chönnt em jo falschi Zäh'n lo mache!“

Un so hen si's au gmacht. Der alt Henn het falschi Zäh'n kriegt, un die andere hen's zahlt. Un uf der Fahneweih isch's luschtig gsi, der chönnet mer's glauße; im Balbierer hen si e Stück vom Bart usgriffe, un der Toni het zwee Zäh'n verlore, wil em en andre e Fläsche Wü an Chopf bohlt het.

Item, 's het nüt gmacht, un si hen no mengg-
mol mitenander musiziert. Numme der alt Henn
het als gschimpft, wenn die Zunge falsch bloße hen,
un emol, wo si in der Blueme gseße sin, het's Händel
ge. „Der chönnet halt nüt,“ sait der alt Henn.
„Dunderwetter,“ schreie die andere, „du chasch 's
Muul halte, du alte Chracher; wenn du vo uns
keini Zähn kriegt hätttsch, chönntsch jo nit emol bloße!“
Jez wird der alt Henn aber böz un schreit: „So,
lampt's do unse?“ Er nümmt syne Zähn, schmeußt
si uf der Tisch un sait: „Do hent er si wider, un
jez chönnet er mer in d' Schueh bloße!“ Druß het
er 's Chäppli gno un isch furtgange.

Un jez hen d' Hambacher wider kein meh gha,
wo 's Klarinett bloße het.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Von Johann Peter Hebel.

Im Jahr 1734, als der Franzos Sturm lief auf
Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin,
steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem ein-
samem Posten, seitwärts vom Angriff, und denkt:
„Wenn's nur nicht hierher kommt!“ Indem wächst
ganz leise eine französische Grenadierkappe hinter dem
Kempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit
einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht
hinter den Bergen. Denn ein paar Duzend Wag-
hälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um
unbeschrien auf den Kempart zu kommen, und sahen
die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der
Furtwanger herbei und gibt dem Franzosen einen
Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn
her aus Windbüchsen und geht ein zweites Franzosen-
gesicht auf hinter dem Kempart. Gibt ihm der Furt-
wanger auch einen Stich und sagt: „Aber jetzt kommst
du nimmer. Item: es kam der dritte und der vierte
und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeschlagen
war und der Platzkommandant auf dem Platz herum-
ritt, ob alles in Ordnung sei, sieht er von weitem

die Sturmleiter und zwölf tote Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „Was hat's hier gegeben?“ — „So?“ sagt der Furtwanger. „Ihr habt gut fragen. Wißt Ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat als Euch alle? Nur zwölfmal hintereinander hat er angefezt. Unten im Graben muß er liegen.“ Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm alle- mal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Offiziere, so mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halb- guldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er über- dies selbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Opera- tionskasse Wein trinken und Speck essen, so viel er wollte.





Von Gustav Weber.

Zur Zeit, wo man das Lied singt: „Wenn 's Mailüfterl weht, z'geht im Wald drauß der Schnee,“ da spricht der Bauer aus dem Kappler oder Kirchtner Tal zu seinem Nachbar: „Sepp, 's isch Zit, 's Vieh uff de Feldberg z' bringe.“ Und feierlich verkündigt's der Bauer seinem Hirtenbuben: „Hans, morgge fahre mer us!“ Am festgesetzten Tage werden dann mit Hilfe des Hirtenbuben die Ochsen und anderen Tiere von den Bauern selbst auf den Feldberg gebracht.

Beim Einstellen des Viehs werden gewisse Formlichkeiten beobachtet, die zum Beispiel in der Bastler Hütte folgendermaßen sich abwickeln: Zunächst bindet jeder Bauer eigenhändig sein Vieh an den von ihm gewünschten Platz. Sind alle Tiere richtig gestellt, so bringt der Herder ein Gefäß mit glühenden Kohlen herbei. Auf die Glut werden Palmen gelegt, die am letzten Palmsonntag zu Oberried oder Kappel geweiht worden sind. Während nun der Rauch dem Gefäß entströmt, wird von allen Anwesenden das folgende uralte Gebet gesprochen:

Ave Maria!
Lieber Herr Jesus Christ!
Behüt Gott Haus und Hof,
Hab und Gut,
Leut und Vieh,
Feuer und Licht,
Alles, was hier ist.
Behüt's Gott der Vater,
Behüt's Gott der Sohn,
Behüt's Gott der Heilige Geist,
Behüt's die heiligste Dreifaltigkeit
In alle Ewigkeit. Amen.
In Gottes Namen.

Solange das Vieh oben auf dem Feldberg bleibt, muß der Herder jeden Abend nach dem Einfahren das Gebet dreimal wiederholen. Beim drittenmal wird beigefügt:

Behüt' Gott
Und walte Gott
Und gebe Gott den Segen
Über alle! In Gottes Namen.
Amen.

Haben die Bauern das Einstellen des Viehes und ihr Gebet vollendet, so geht es an das Mahl. Jeder von ihnen hat zu diesem Zweck einen Schinken mit Salat mitgebracht. Beides wird vom Hirten und seiner Frau aufs beste zubereitet und samt dem üblichen Trunke den Gästen serviert. Wenn alles in Ordnung ist, ermahnt der Bauer den Hirten zu sorgsamere Pflege des Viehstandes, reicht ihm die Hand zum Abschied mit den Worten: „I wünsch' au Glück zu der Herd'!“ Dann lenkt er seine Schritte wieder heimwärts und überläßt sein Eigentum vertrauensvoll dem Hirten und dem Vater im Himmel, der von sich selber spricht: „Mein ist das Wild des Waldes, das Vieh auf den Bergen und die Ochsen.“ (Ps. 49, 10.) Im Herbst wird das Vieh unter ähnlichen Feierlichkeiten wieder abgeholt, worauf der Hirt von den einzelnen Besitzern sein Gehalt einzieht in Geld oder Naturalien.



Hägenschwand

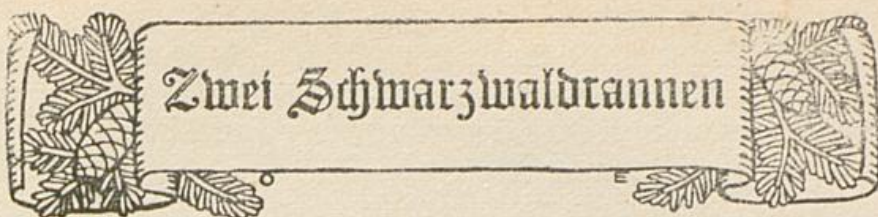
Von Joseph Gramm.

Nun sank mein Tal schon längst in Schatten.
Hier oben aber liegt der Glanz
Des warmen Abends auf den Matten
Und schmiegt sich um die farbensatten
Wiesenblumen und füllt sie ganz.

O dieses trunken-sel'ge Schauen,
Darin mein Sehnen sich befreit!
Dies Tauchen in die silberblauen
Duftfernen, die wie Himmelsauen
Die Seele locken weltenweit!

Viel helle Verchenlieder steigen
Aufjubelnd aus der tiefen Ruh . . .
Und wieder will das große Schweigen
Der Ewigkeit sich zu mir neigen,
Und meine Seele schweigt ihm zu.





Von Fritz Thumb.

Ich stieg an einem Oktoberabend über die Halde zu meinem Bergheim am Feldberg hinauf. Die leztgemähten Dehnmatten grüßten grüingolden an den Hängen, der Bergbach rauschte seinen alten, ernsten Sang neben mir, zarte Rauchwimpel flatterten aus den Schornsteinen der Höfe und verwoben sich mit den Rauchsäulen der eben verbrannten Kartoffelkräuter zu einer Nebelschwade, die den Hochkopf überm Dorf in leisen Dunst hüllte. Auf dieser Höhe steht mein Lieblingsbaum: eine Riesentanne. Ein geharnischter Wächter troßt er dort oben vorm Wald allen Stürmen seit dreihundert Jahren und steht wie eine Vorwacht schützend vor den kleineren Tannen des Forsts. Eben leuchtete sie noch einmal goldgelb in der Abendsonne auf, während die Matte unter ihr in blaugrauen Dämmer trat, der Wald violettbraun hinter ihr verdunkelte. Und wie jetzt der Nebelschleier langsam höher zog, da wurde der Hochkopf und die ritterliche Tanne mir mit einemal zum Luftbild der Heimatstadt im Tal: war es nicht der Münsterturm Freiburgs, wenn am klaren Herbstabend sein gewaltiger Unterbau sich in dämmerndes Dunkel hüllt und die steilen, roten Bürgerbauten der Altstadt, bewacht und beschirmt von ihm, sich bescheiden um ihn ducken, der Schloßberg in letzter Abendglut hinter ihm leuchtet und seine Pyramide, dies herrlichste Kunstwerk deutschen Geistes, von Sonnenseuer durchglüht in die Lüfte ragt? . . . Du stolze Tanne hast mich's an jenem Abend mit innerer Gewißheit erleben lassen, Meister Erwin von Straßburg, oder wie der große Unbekannte heißen mag, der den Münsterturm erfann, — vor einem solchen Wunderwerk der Schwarzwaldberge muß ihm der göttliche Gedanke des Turms

in der staunenden Seele zum erstenmal aufgeblitzt
sein! Drum stehst du so wurzelfest und so naturecht
mit der Umgebung im Einklang, vor den Schwarz-
waldbergen und im Niederwald der gotischen Stadt-
bauten mitten inne, selbst ein Stück gewachsener
Natur, wie der majestätische Bau deiner grünen
Schwarzwaldschwester: du steinerne Riesen-
tanne von Freiburg!



Das Herz von Freiburg

Von Engelbert Krebs.

Das ist das Besondere am Menschenherzen: alles, was den Menschenleib aufbaut, wird als Blutströpflein einmal durch das Herz gespült; alles, was den Menschen freut und bekümmert, was er liebt und plant, das zieht durch sein Herz oder nimmt von dort seinen Ausgang. — So hat auch Freiburg sein Herz, und wenn wir uns nur ein wenig in Freiburg auskennen, so wissen wir, daß dieses Herz der Münsterplatz ist. Denn das ganze Leben und Schaffen der Stadt, das Lachen und Weinen des schönen Schwarzwaldkinds Freiburg zieht über diesen Platz, und wer, wie ich, am Münsterplatz geboren ist und am Münsterplatz sein Leben verbringen darf, der schaut seiner lieben Vaterstadt mitten ins Herz hinein Tag und Nacht.

Wie nämlich das Menschenherz auch in der Nacht, während Kopf und Glieder ruhen, seine Tätigkeit fortsetzt, so geht auch auf dem Münsterplatz Tag und Nacht ein eifriges Treiben. Noch sind die letzten müden Augen in Freiburg nicht zugefallen, da kommen in der Freitagsnacht schon die ersten Fuhrleute von auswärts und bringen die Lebensmittel für den Samstagmarkt. Und von früh morgen um 2 Uhr an kann man an starken Markttagen die ersten Verkäufer ihre Plätze einnehmen sehen und das Rauschen des beginnenden Markttreibens vernehmen. Sobald dann der Tag graut, kommen die zahllosen Mädchen und Frauen und kaufen und handeln und tragen in großen und kleinen Körben die Nahrungsmittel in die fernsten Winkel der Stadt, so wie die Blutkörperchen vom Herzen aus in die feinsten Verzästelungen des menschlichen Geäders fortgetragen werden.

Das ist ein prächtiges Bild, der Samstagsmarkt zu Füßen des alten Münsters: schwarz wimmeln die Leute durcheinander; grellweiß und feuerrot leuchten dazwischen Kopftücher und Kleider; frischgrüne Gemüse und ein Heer buntstrahlender Blumen beleben das Ganze. Das summt und schwirrt in tausend Stimmen und dazwischen ertönt von Zeit zu Zeit der klagende Schrei eines wiehernden Esels oder der laute Ruf eines übermütigen Hahnes. Darüber aber steht wie ein treu sorgender Wächter der Schloßberg mit alten und neuen Befestigungen, und vom Münster-turm her mahnen die Stundenschläge und das Geläute der Glocken an die fliehende Zeit und den Herrn der Ewigkeit. —

Wenn um die Mittagszeit das Aveläuten an den heiligen Augenblick erinnert, in dem „das Wort ist Fleisch geworden“, dann leert sich allmählich der Markt; und um die Stunde, da die Besperglocken den kommenden Sonntag ankündigen, ist das Aufräumen der Bänke und Stände schon fast vollendet und für den Rest des Nachmittags gehört der Münsterplatz den Kindern.

Wie im Herzen des Menschen die Pläne seiner Zukunft spielen, so spielen im Herzen Freiburgs die jungen Träger seiner Zukunft, die lustigen Buben und Mädeln. Am Gesimse des Brunnens hängen sie wie Frösche und platschen mit den Händchen im Wasser. Andere steigen hinauf auf den Trog und blasen mit kräftigem Hauch in eine von den vier Röhren, so daß die anderen ihren Strahl weithinaussenden und die mitspielenden Kamerädelein übergießen. Hinten in einer Münsterecke springen die Mädchen über das Hopsseil, und auf den Steinfliesen des Münsterportals spielen die Buben „Kibling“ und schlagen „Triller“. Zwei kleine Wikbolde aber bemühen sich, einem noch kleineren Guckindiewelt die alten Münsterscherze beizubringen. Sie zeigen ihm den Wetterhahn auf dem Hahnenturm und sagen ihm: „Wenn der einen Ungetauften vorbeigehen sieht, so kräht er.“ Oder sie schicken ihn zum steinernen Mann unter der Münstertanzel und versichern, wenn er

den frage, was er gegessen habe, so antworte er: „Nichts.“ Der Kleine aber, der den Hahn doch nie krähen hört und vom alten Steinmann keine Antwort bekommt, erntet den Spott seiner Kameraden; „denn,“ sagen sie, „der Hahn kräht erst, wenn er einen Ungetauften sieht, aber seit wann können denn Blechhähne sehen? — Und der steinerne Mann antwortet nichts, das haben wir dir ja gleich gesagt.“ —

Aber auch die Großen und Alten finden sich ein, um ihrem Frohsinn sich hinzugeben auf dem heimeligen Erdenfleck. Da sitzen sie an Sommerabenden vor dem „Geist“ und dem „Rappen“, vor dem „Hummele“ und dem „Rheinischen Hof“ und trinken Kaiserstühler und Glottertäler oder Markgräfler und Schloßberger, und die bunten Studentenmützen erinnern daran, daß Freiburgs Herz auch die Kinder der Alma mater, der Universität, an sich zu ziehen weiß.

Ein- oder zweimal im Jahr seit mehr als einem halben Jahrhundert kam im Frieden die „Künstlerfamilie Knie“ regelmäßig auf den Münsterplatz, um hier ihre Seiltänzerkunststücke zur Schau zu stellen. Welch ein Bild, solch ein Seiltänzerabend zu Füßen des alten Münsterbaues! Drunten in buntem Gewimmel die Zuschauer, groß und klein; droben in der Luft die dünne Linie des hohen Turmseils; und darüber hineinend, vom lohenden Feuerwerk und rauschendem Händeklatschen umbraust, der Mann im Schellenkleid, der dem Treppengiebel des alten Kornhauses zueilte und tausend schwindelerregende Sprünge und Tänze ausführte! Man konnte glauben, die Zeiten des Hans Sachs und seiner Mitbürger seien wiedergekehrt, und das Ganze sei ein Traum aus vergangenen Jahrhunderten.

Bürger und Bauern, Studenten und Professoren und fahrendes Volk, alles, was dem Stadtbilde Freiburgs seit alters her sein Gepräge gibt, wird vom Strome des Lebens einmal hereingespült ins warme Herz der Stadt, auf den Münsterplatz. Aber auch die Zeugen einer neuen und ernstern Zeit fehlen nicht. Allsonntäglich marschieren die Truppen der Frei-

burger Garnison zur Kirchenparade auf dem harten Pflaster des Platzes auf. Und an patriotischen Gedenktagen klingt das hinreißende Spiel der Militärmärsche zu den friedlichen Häusern hinan.

Freiburg ist Fremdenstadt geworden im Laufe der letzten Jahrzehnte. Die Reisenden und Wanderer, die vom nordischen Tiefland den südlichen Bergen zuströmen, halten hier kurze Rast. Und auch ihre Schritte lenken sich gern auf den stillen Platz: im grauen Wanderrock mit Stock und Rucksack, in bescheidener Droschke und schwerem, verstaubtem Kraftwagen, in Gruppen und allein, so pilgern sie alle herbei zum Herzen Freiburgs und halten bewundernd an vor dem ehrwürdigen Bau Unserer Lieben Frau.

Dieser selber aber bedeutet das innerste Kämmerchen im Herzen Freiburgs. So wie der Mensch im tiefsten Innern seines Herzens das Plätzchen hat für heimliches Weh und heilige Freude, so fließt Freiburgs Leid und Freud im Münster zusammen zu frommem Gebet und Gottes Lob. Wie viel Tränen sind hier während des Weltkriegs geflossen! Wie viel Lob und Dankagung Gott für die herrlichen Siege unseres unvergleichlichen Heeres dargebracht worden! Wie viel Bitten und Flehen steigt seit Kriegsbeginn allabendlich in den täglichen Kriegsbittandachten hinauf zum Allerhöchsten! — Das sind die Stunden, in denen Freiburgs warmes Herz am wärmsten wird und in denen es sich erweitert und alle seine fernen Kinder einschließt in brennender Sehnsucht und hoffender Liebe. Möge der Tag nicht fern sein, wo der hohe Dom widerhallt vom Brausen der Siegesfeier, wo die Dankeslieder mit den Weihrauchwolken vom silberschimmernden Hochaltar hinaufschweben und die dichtgedrängte Schar der Väter die hehre Gestalt des Erzbischofes hinaufsteigen sieht zum Hochaltar, um das Dankopfer darzubringen für die Rettung des Vaterlandes.





Breisgauer Schwänke

Von Johann Philipp Glod.

Chrutt un Späck.

Die Meisterin hatte zum Mittagessen das Oberländer Leibgericht gekocht: Chrutt un Späck. Der Schuster und die Gesellen ließen es sich schmecken. Weil aber die Gesellen dem Speck auf der Platte mehr zusprachen als dem Chrutt und der Meister selber den Speck gern für sich allein genommen hätte, sagte er über dem Essen: „Eßet Chrutt, ihr Gselle, Chrutt isch 's Bescht!“ Dessenungeachtet langten die Gesellen noch mehr nach dem Speck. Als darauf der Meister sie unwillig ansah, sagten sie: „Se, mr wenn 'm Maister 's Bescht loo!“

Ehrlich'i Lütt.

Der alte Häberle-Maurer von Wolfenweiler war nicht auf den Kopf gefallen, er wußte stets zur rechten Zeit das rechte Wort. Einmal waren seine Maurergesellen bei einem Hausbau in Scherzingen beschäftigt. Da sahen sie im nahen Garten schöne saftige Rettiche und waren so frei, sie ohne Erlaubnis des Besitzers zu holen und z' Müüne zu verspeisen. Sie hatten aber das Kraut und die Schwänze der Rettiche im Garten abgeschnitten und liegen gelassen. Die Sache kam zur Anzeige, und der für den Diebstahl seiner Gesellen verantwortliche Meister wurde vorgeladen. Der Bürgermeister von Scherzingen erhob die Anklage und sagte: „Ihr werdet's nit bestrytte, daß Guri Gselle die Schelme gsi sinn; denn me hett's gseh, wie si 's Chrutt un d' Schwänz im Garte abgschnitte henn.“ — „Ebe drum muß i 's bestrytte, daß 's myni Lütt gsi sinn,“ entgegnete der Häberle-Maurer. „Myni Lütt sinn luttter ehrlich'i Lütt, un wenn si d' Rettich gstohle hätte, no hätte si d' Rettich mitsamt 'm Chrutt un de Schwänz gstohle. Do kenn i my Lütt besser, die lon nüt lige!“





Von Otto Hoerth.

Von Emmendingen aus durch die lichten Buchenwälder, an einem klarblauen Julivormittag: Nichts Schöneres als dieses Gehen durch die grüne, glanzfrische Stille. Alles licht und leicht und froh; jedes Blatt ein goldig-warmes, mildes Leuchten; jeder Ast ein luftig-kühles Schweben zwischen Erde und Himmel. Bartbefiederte grüne Büsche, die den Pfad verengen und deren weiches Laub Gesicht und Hände schmeichelnd streift . . . Lichtungen mit runden, weißen Säulen, deren Kronen sich in blauer Himmelsstille wiegen . . . Dann plötzlich hinaus ins Freie — und volle Sonne, und ungehemmter Blick über saftfarbene, satt hingestrichene Ackerwellen — — hinauf, hinab und hinüber zu dem inselartigen Waldkamm, der dort den flachen grünen Hügel mit den Resten der Hochburg krönt.

*

Vindenbekränzte Bastionen und dornig übersponnene tiefe Gräben . . . Der Hauch von Kellerkühle aus schwarzgährenden Gelassen und Gewölben. Klobige, in die Bläue starrende Mauern mit abgetrennten Giebelwänden, grüne, sonnige Wiesen dazwischen eingebettet . . . Jetzt eine ungeheure Stützmauer, senkrecht, wie eine Zyklopenwand . . . und auf ungezählten steilen Stufen hinauf und immer hinauf — bis zu den ragenden, noch fensterkreuzgeschmückten oder weitbogig geöffneten Palastmauern, von denen einst die Flammen die hölzernen Dachstühle und die Gebälke der Stockwerke gierig bis zum Grunde herunterleckten . . . Und aus der Tiefe herauf grünwachtende Wildnis, drängend wie einst die Flammen. Das ist die Hochburg von heute. Noch heute gewaltig, von einer fast trozigen Mächtigkeit und würdig des beherrschenden Rundblicks, den

man aus den breitnischigen Fensterhöhlen genießt. Da sie noch stand, weitläufig und stark: da war landauf, landab kaum eine Burg, die an Größe der Hochburg gleichkam — der Feste *Sachberg*, wie sie damals noch hieß nach dem alten Dynastengeschlecht, aus dessen Händen sie schon im 12. Jahrhundert in den Besitz der Zähringer und Markgrafen von Baden übergegangen war. Längst ist sie nun eine Ruine. Zuerst im Dreißigjährigen Krieg die Schweden — —. Darnach lag sie fast drei Jahrzehnte in Trümmern. Erstand dann aber rasch zu neuem Glanz und ward von Markgraf Friedrich VI. fast uneinnehmbar gemacht. Bis sie, eben vollendet, von den Franzosen unter Ludwig XIV. in den ungeheuren Mauerhaufen verwandelt wurde, der sie heute noch ist. Das war 1689, im selben Jahr, da die köstlichste Blüte deutscher Baukunst, das Heidelberger Schloß, unter demselben Ludwig zu Schutt und Asche gebrannt wurde.

*

Aber die Zeit und die Menschen stehen nie stille. Zu Füßen der Ruine, von der man weithin in die räumige Ebene gegen den Kaiserstuhl und den Rhein und nach rückwärts in das waldhügelumkränzte Brettenbachtal und auf den Randel hinausschaut — dort, gegen Emmendingen zu, auf einer Art Stufe, von der sich das Gelände im Halbkreis fast unmerklich nach einer Talfalte herabsenkt — dort steht jetzt die *Ackerbauschule Hochburg*. Gleichsam ein neuer Edelsitz; das neue Wahrzeichen dieses fruchtbaren Gaues. Ein weitgestrecktes Viereck steinerner Gebäulichkeiten unter braunroten Dächern, mit Blitzableitern bewehrt. Wirtschaftsgebäude, Ställe, Scheunen, Schuppen. Einkreist von ungezählten Obstbaumreihen, von Rebstücken und farbig leuchtenden Ackerbändern, deren breite Bahnen über ganze Hügelwellen hinlaufen: Hier mit hellgrünem Welschkorn, dort mit dunkelgrünem Hafer; dort wieder mit rötlich blühenden Kartoffeln oder goldgelb reisendem Weizen. Zehn Hände regen sich da vorbildlich für hundert und hundert für

tausend. Und während die trutzigen Reste entschwindenen Glanzes dort oben in Stummheit einzurücken mit Wiese, Wald und Hügel — sammelte hier das glühende, schaffende Leben in einem neuen Brennpunkt tätige Kräfte; zieht es die Tüchtigen, Starken und Freien heran, die berufen sind, dem reichen Boden ihrer Heimat das Beste zu entringen, und die die Erkenntnis hinaustragen helfen, daß die eigene Scholle und streng geregeltes Tagewerk der Weisheit und des Glückes Anfang und Unterpfand sind.

Großherzog Leopold und der Soldat.

Von Alban Stolz.

Einst ließ der Großherzog Leopold von Baden einen gemeinen Soldaten zu sich kommen; der Soldat kam, von seinem Obersten vorgeführt, und hatte ohne böses Gewissen doch Angst, weil er vor einen großen Herrn kommen sollte und nicht wußte, warum. Der Großherzog redete ihn freundlich an, schenkte ihm ein ganzes Päckchen voll Gold und versprach, ihn auch sonst bald zu befördern. Der Soldat aber, als er wieder auf die Straße kam, konnte es nicht verhalten, blickte dankbar und innig zum Himmel und sprach: „O Gott, das soll meinen Eltern wohl bekommen!“ Diesem Soldaten waren noch Vater und Mutter am Leben, aber sehr arm. Darum nahm er, als seine Dienstzeit abgelaufen war, Einstandsgeld und verkaufte so sechs Lebensjahre und kaufte dafür den lieben Eltern einen Acker. Der Acker wollte aber nicht zureichen, um die zwei alten Leute zu erhalten, und so zog er sich alle Tage noch anderthalb Kreuzer von seiner täglichen Löhnung ab und schickte das Ersparnis von Zeit zu Zeit den Eltern. Da aber diese den Acker vor Altersschwäche nicht mehr bebauen und es doch auch nicht mehr übers Herz bringen konnten, von

dem Sohn den letzten Kreuzer anzunehmen, so gingen sie nach Karlsruhe, ohne daß es der Soldat wußte, und baten den Großherzog um eine Unterstützung, weil dieser ein guter Herr war, und erzählten ihm alle Umstände. Der Großherzog freute sich gar sehr darüber, versprach ihnen jährlich eine Unterstützung und ließ den Soldaten kommen, um seine Freude diesem guten Sohne zu erkennen zu geben.

Die Jungfrau von Heiterzheim.

Von Lucian Reich.

Als die Franzosen unter Moreau auf ihrem Rückzug von Schwaben her im Oktober 1796 gegen den Breisgau kamen, flüchteten in Heiterzheim die Einwohner in die Wälder. Eine arme Witwe, die krank lag, mußte mit ihrer Tochter zurückbleiben. Am nächsten Morgen kamen mehrere Banden Reiter und Fußvolk in das Städtlein, raubten und trieben mit den zurückgebliebenen Einwohnern schnöden Mutwillen. Ein Soldat kommt aus einem Hause mit einem Geldbeutel in der Hand. Gierig nach weiterer Beute schaut er umher und sieht in einem Nachbarhause ein Mädchen furchtsam hinter dem Fenstervorhange stehen. Schnell eilt er gegen das Haus und tobt und rüttelt an der verschlossenen Thür, bis sie endlich einbricht. Da tritt die Jungfrau vor ihn hin und spricht: „Tu mir kein Leid an, ich bin die alleinige Hilfe meiner kranken Mutter!“ und schaut mit ihren blauen Augen dem Soldaten treuherzig und mild in sein gieriges Gesicht. Ueberwältigt von der Unschuld des Mädchens steht der Soldat da. Er wirft den vollen Beutel zu ihren Füßen mit den Worten: „Da, nimm für deine Mutter, du brave Tochter!“ und stürzt zur Thüre hinaus auf die Straße.



Scheibenhart

(Bei Karlsruhe.)

Aus dem sumpfsgetränkten Bruchland sich das Insel-
schlößlein hebt,
Wo des Hardtwalds Wipfelschauern leis, wie Geister-
chöre, schwebt;
Alte Mauern, breiter Graben, unter Wasser einst
gesetzt —
In dem schlammgeleerten Graben sprießt ein Küchen-
gärtlein jetzt.

Eine Steinbrück' führt hinüber zu dem morschen
Gittertor,
Wächtern gleichend stehn zwei Linden — eine traf
der Blick — davor;
Rechts und links ein kleines Wachthaus; doch kein
Posten schultert mehr.
Alles, alles fortgezogen; nur die Blumen blühen
umher.

Einst hat Keltenhand errichtet Wasserschloß und
Zufluchtsort,
Mancher Flüchtling in der Kriegszeit suchte sichere
Stätte dort.
Nach dem Dunkel grauer Zeiten lichtet sich's im
Waldrevier —
Oesterreicher und Franzosen wiesen sich die Zähne
hier.

In des Rheines weiter Ebne schlugen Lagerzelte sie
Unterm alten kaiserlichen Feldherrn Montecuculi;
In Allongeperück' und Harnisch, in altväterischer
Tracht
Sprachen sie vom Türkenkriege nachts am Feuer auf
der Wacht. —

In dem Kokokojahrhundert toll ging's zu in Schei-
benhart,
Das des Markgrafen von Baden Lieblingskraft und
Jagdschloß ward;
Waldhornklang, Galaliblasen, Heimkehr mit dem
reichen Fang,
Peitschenknallen, Rüdenbellen scholl den stillen Wald
entlang.

Schüsseln dampften, Weine perlten, hurtig flogen
Knecht und Magd,
Wenn der Markgraf mit den Gästen heimzog von
der Hochwildjagd;
Lustig Lagern ums Gefläcker im vergoldeten Ramin —
Im geweihgeschmückten Jagdsaal still ward's; alles
längst dahin! . . .

Andre Menschen, andres Schicksal! durch die Schatten-
gänge geht
Eine Frau mit stillem Weinen, lichtbraun ihre Locke
weht;
Trauervoll am Frühlingmorgen wandelt sie im
Park allein,
Um den Scheitel flieht das Unglück einen hellen
Heil'genschein.

Weinst du um dein Reich im Norden unter Flieder
und Jasmin,
Friederike, leidumflorte, einst der Schweden Königin?
Denkst du der verlorne Krone, die versank in Nacht
und Schnee?
Denkst du an die weißen Segel auf dem grünen
Mälarsee?

Weihst du Tränen dem treulosen, landdurchwandernden
Gemahl,
Dem du mutvoll tragen halfest der Entthronung
Schmach und Qual?
Trockne deine schönen Augen; horch! ein Wagen
rasselt vor;
Arme breitend, dich zu trösten, eilt die Mutter durch
das Thor.

Du auch schreitest in dem Schatten der Kastanien-
allee,
Kind und Enkel zu begrüßen, du auch, Badens Niobe,
Die auf stolzen Königsthronen thronen ihre Töchter
sah,
Um sie all' im Grab zu bergen: Markgräfin Amalia.
Ob du längst auch bist vergessen von dem lebenden
Geschlecht,
Dein im Liede zu gedenken, ist des Sängers freudig
Recht,
Die du stolz von alter deutscher Fürstenwürde über-
zeugt,
Selbst dem großen Welteroberer deinen Nacken nie
gebeugt. —

Dämmrig wird es; um das Schlößlein, dessen Fen-
sterscheiben blind,
Das verödet steht und einsam, spielt der Sommer-
abendwind;
In den Gräsern lispelt's leise, grüßend geht aus
alter Zeit
Durch die Wipfel der Kastanien Jagdgeräusch und
Seelenleid.

Aus „Vaterlandsgefänge“ von Heinrich Bierordt (Heidel-
berg, K. Winter) mit gütiger Erlaubnis von Dichter und
Verlag.





Von August Gant her.

's liab Klärli, 's liab Klärli,
's flott Herli, 's goldegäl,
Flecht sorglig sini Böppli
Un strählt sie mit em Strähl.

Ins Röckli, ins Röckli
Schlupft's flint, ins fürnemm blau.
Hüt isch es noch e Zumpfer,
Doch morn isch's schu e Frau.

's wiß Kränzli, 's wiß Kränzli
Setzt's uf enanderno,
Un in d'r Kammerspiag'l
Luegt's sölli, sölli froh.

D'r Baschi, d'r Baschi,
D'r Brüttigam juchzt: „Zuh!
's nettscht Maidli, 's flottscht vun alle
Bisch du, liabs Herzli, du!“

Un d' Glocke, un d' Glocke,
Dia lüdde: „Bim, bam, bum!
D'r Pfarrer baßt un wardet!
Als vora Pärli! Kumm!“

Doch 's Brüttli, doch 's Brüttli
Fangt grusig z' grille-n-a.
„Was hülsch denn?“ frogt d'r Baschi.
„Wil i nit Koche ka.“

„Sei z'friede, sei z'friede!
Hör uf un loß des G'schrei!
M'r henn jo nix zuem Koche,
Nor isch's jo einerlei.“



Der badische
Andreas Hofer

Von Ernst Bacher.

Er hieß Johann Georg Pfaff und war am 14. April 1769 im Hinteren Giesenhof bei Seelbach geboren. Aus seiner Jugendzeit wissen wir, daß er zuerst Geißhirt, dann Lateinschüler in Gengenbach und später Bäckerlehrling war. Als Gesell zog er nach Freiburg und Kolmar. Es trieb ihn schon längst nach Frankreich, das bei den damaligen Deutschen wegen seiner Bildung und seiner Freiheitsgedanken viel bewundert wurde. Gar schnell aber wurde sein Sehnen gestillt: er kam nämlich in Kolmar zu einem Meister, der seine Arbeitskraft derart ausnützte, daß er ohnmächtig am Backofen niederfiel. So nahm er nach der vierzehntägigen Probezeit Abschied von „der französischen Bildung und Bäckerei“ und zog wieder in die Heimat. Nach dem Tode seines Vaters sollte er den einsamen Giesenhof übernehmen, vertauschte ihn aber mit dem stattlichen Wirtshaus zum Kreuz in Kürzell, das seinem Stiefbruder gehörte. Nach dem Wunsche seiner Mutter sollte er jetzt — er war noch nicht zwanzig Jahre alt — heiraten. Die Auserwählte war Katharine Sandhas aus Biberach; am 6. August 1789 führte er sie als seine Frau heim.

Im Jahre 1796 kamen die Franzosen bei Kehl über den Rhein und besetzten die Ortenau, ein Lumpenpack in des Wortes wahrster Bedeutung, in Chorgewändern, Meßkleidern, Frauenröcken, eine Rotte von Dieben, Betrügern und Verbrechern. Kein Wunder, daß alles vor diesen Freiheitsbringern floh. Auch Pfaff zog sich mit seiner Familie auf den hinteren Giesenhof zu seinem Bruder zurück, wo er sein erstes Abenteuer mit Marodeuren hatte. Nach der blutigen Niederlage des republikanischen Heeres

bei Stockach am 25. März 1799 wichen die Franzosen nach Straßburg zurück, kamen aber nach einigen Tagen wieder. Und nun zeichnete sich Pfaff durch Klugheit und Tapferkeit aus. Eines Mittags bestellte er eine Anzahl mutiger Burschen des Dorfes ins Kreuz. „Wenn es Abend wird,“ so feuerte er sie an, „nehmt ihr die Gemeindegöller, die Pistolen und das Pulver und geht zum Rhein in den Eichwald und schießt drauf los, was ihr könnt. Wenn die Franzosen den Kanonendonner und das Gewehrfeuer hören, dann meinen sie, der Erzherzog Karl mit der Hauptarmee sei im Anzug, und wir sind ihrer los!“ Und das glaubten auch die Franzosen. In wilder Flucht stürmten sie Kehl zu, und in wenigen Stunden war die Gegend vom Feinde frei. Nun organisierte Pfaff eine berittene Bürgerwehr, deren Hauptmann er war, und stellte einen Gildienst mit den österreichischen Mänen in Dinglingen her. Der Abt von Schuttern schenkte ihm eine Uniform, bestehend aus gelber Mütze mit Fangschnüren und weißem Federbusch, rotausgeschlagenem Rock, grünen Hosen und weißem Mantel. Er selbst kaufte sich einen gewaltigen Schnurrbart, den er nur „im Dienste“ trug, um sich noch mehr Respekt bei seinen Leuten zu verschaffen. So unternahm er bald hier, bald dort einen Handstreich: in Fehenheim hob er ein Reiterpikett auf, beim Kloster Schuttern sprengte er den Franzosen einen Raub ab, in einer Nacht rettete er durch List Kürzell von dem 600 Mann starken Feind, kurz er war ein Meister im Kleinkrieg. Durch seine Tätigkeit wurden in dem halben Jahr 800 Mann gefangenengenommen und ebenso viele Pferde erbeutet. Im September schlug dann Erzherzog Karl die Franzosen über den Rhein. Der Kaiser erkannte Pfaffs Taten an und verlieh ihm den Orden, den später auch Andreas Hofer erhielt. General Merveldt erschien eines Sonntagmorgens mit glänzendem Stabe in der Kürzeller Kirche, ließ den tapferen Kreuzwirt vortreten und sprach: „Sei mir gegrüßt, du wackerer Held! Das Vaterland ist dir großen Dank schuldig; im Namen des Kaisers

überreiche ich dir den großen goldenen Verdienstorden.“ —

Und wieder kamen die Franzosen bei Kehl über den Rhein, am 25. April 1800. Diesmal ging es nicht mit Geplänkel ab. Sie besetzten die ganze oberrheinische Tiefebene, und Pfaff war so klug, sich ihnen nicht zu widersetzen, sondern brachte sich in Sicherheit. Auch die österreichische Heeresleitung war besorgt um ihn; sie bot ihm eine Offiziersstelle an, die er aber abschlug, weil er sich nicht von seiner Familie und von seiner Heimat Kürzell trennen wollte. Da erstand ein Judas. Der Ulanenkorporal Junge, der bei manchem Handstreich Pfaffs dabei gewesen, verriet ihn um 12 Louisdor. Pfaff wurde nachts in seinem Hause von einem Reitertrupp ausgehoben und nach Kork in das französische Hauptquartier abgeführt. „Morgen früh 8 Uhr wird er erschossen,“ bestimmte der General Klein ohne weiteres. Nicht die Bitten seiner Frau und Kinder retteten ihn am Morgen vor dem Tode als Spion, aber sein mutiges Geständnis, daß er als ein treuer Deutscher zur Sicherheit seiner und seiner Mitbürger Eigentum aus Nothwehr fürs Vaterland gekämpft habe. „Ich bin kein Spion, wenn mich aber der Herr General als solchen findet, dann soll mir nach Recht und Gesetz geschehen. Ich trage das goldene Ehren- und Verdienstzeichen des Kaisers; es ist nicht Gefügigkeit des Kaisers von Oesterreich, Spione mit goldenen Verdienstorden zu belohnen.“

Am folgenden Tag entließ ihn der General Klein, der Mann hatte ihm gefallen. Als aber ein französischer Brigadier in Marlen von der Freilassung erfuhr, wollte er den Kreuzwirt auf seine Verantwortung wieder festnehmen und erschießen lassen. Doch Pfaff war rechtzeitig gewarnt worden und floh nach Rippoldsau. Als dieser Brigadier nach Italien versetzt wurde, forderte General Klein den Kreuzwirt auf, wieder in seine Heimat zurückzukehren. Pfaff kam, und die französischen Offiziere verkehrten von nun ab in seinem Wirtshaus als Gäste.

Der Lebensabend Pfaffs ward getrübt durch Geld-

sorgen. Er kam durch Bürgschaften und durch einen Prozeß zurück und konnte kaum den Hof seinem Sohn erhalten. Vielleicht um sich aufhelfen zu lassen, ging er später, in den zwanziger Jahren, nach Wien zum Kaiser. Am 19. September 1840 starb er. —

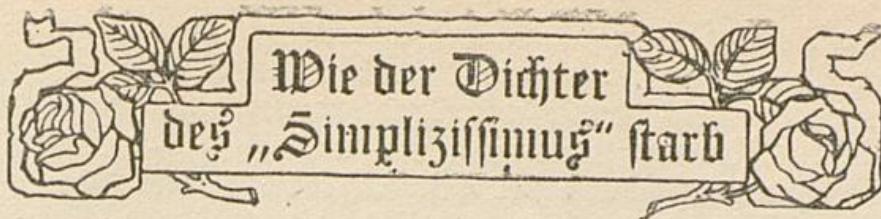
Beim Volke aber ist er nicht gestorben. Er lebt fort in der Erinnerung seiner Landsleute, ohne daß ein Bild oder Denkmal von ihm zeugt.

Trost.

Von Johann Peter Hebel.

Bald denk i: 's isch e bösi Zit,
Und weger, 's End isch nümme wit;
Bald denk i wieder: loß es goh,
Wenn's gnueg isch, wird's scho anderst chō.
Doch wenn i näumen anegang
Und 's tönt mer Lied und Vogelsang,
Se mein i fast, i hör e Stimm:
Bis z'friede! 's isch jo nit so schlimm!





Wie der Dichter des „Simplizissimus“ starb

Von Artur Bechtold.

Zu Menchen steht neben der Kirche, von Kastanien beschattet, ein grauer Sandsteinobelisk. Er hat mehr als nur örtliche Bedeutung; er erinnert an einen der Großen der deutschen Literaturgeschichte, an den berühmten Verfasser des 1669 zum ersten Male gedruckten „Abenteuerlichen Simplizissimus“, Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen, der in dem damals fürstbischöflich straßburgischen Orte als Schultheiß sein an Schicksalen und Erfahrung reiches Leben beschloß.

Die Romane seiner Zeitgenossen, zu ihrer Zeit gepriesen und in den Himmel gehoben, sind vergessen und modern im Staub der Bibliotheken; der Simplizissimus allein von allen Büchern des 17. Jahrhunderts ist jung geblieben, heute noch erlebt er eine Ausgabe nach der andern und gewährt allen seinen Lesern, gebildet oder ungebildet, den gleichen Genuß.

Vergessen war auch der Name des Dichters, von ihm selbst in seinen Schriften unter allen erdenklichen Buchstabenverstellungen sorglich versteckt; vergessen die Erinnerung an sein Dasein sogar in Menchen, vergessen sein Grab. Wohl mit der alten Kirche, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts einem Neubau weichen mußte, verschwanden die Leichensteine an ihren Wänden und die Grabhügel des Friedhofes, der die Kirche umgab. Deckt das Denkmal, das sich jetzt auf ihm erhebt, vielleicht die Ruhestätte Grimmelshausens? Wir wissen es nicht. Der alte, schwerfällige Kirchturm ist der einzige Zeuge jenes Augusttages des Jahres 1676, an dem die Menchener ihren toten Schultheißen zu Grabe trugen.

Das Trauergefolge muß nicht groß gewesen sein, und die wenigen Leute, die dem Sarge das Geleite gaben, hatten große Eile, denn es waren böse Zeiten.

Der Franzose war im Lande; seinen Weg bezeichnete der Feuerschein der brennenden Schlösser und Dörfer, der allabendlich, weithin sichtbar, am Himmel stand. Die Bevölkerung verließ Haus und Hof und floh mit ihrem Vieh und der besten Habe auf unzugängliche Höhen des Schwarzwalds, hinter die Wälle der Festung Offenburg. Einzelne beherztere Männer schlugen sich, wie ihre Väter im Dreißigjährigen Kriege, mit Musquete oder Dreschflegel bewaffnet, in die Wälder und die Weidenbüsche der Rheinsümpfe, um auf versprengte französische Nachzügler zu lauern und an den Verderbern ihres Gutes Rache zu üben.

Grimmelshausen war nicht der Mann, der mit Greisen, Weibern und Kindern zitternd in sicherem Versteck saß, indes der Feind, der alte Bekannte von der Belagerung Offenburgs und Wasserburgs her, tobend wie die von Regengüssen geschwellte wilde Rench, ins heimatliche Tal einbrach. Drei Jahre zuvor, als der Franzosenkönig räuberisch die Holzländer überfiel und sein eigener, von Ludwig XIV. erkaufter Landesherr die französischen Werber duldete, hatte Grimmelshausen zur Warnung seiner Landsleute eine Schrift „Der stolze Melcher“ ausgehen lassen: die Geschichte eines Bauernburschen, der, nach Abenteuern und Beute gierig, vom Pfluge weg entlaufen, der französischen Werbetrommel gefolgt ist und nach viel ausgestandenem Elend verdorben und krank in das Elternhaus zurückkehrt. Der Dichter verurteilt den Krieg: „... es sei denn, daß ich mein eigen Vaterland beschützen helfen müßte, welches besorglich noch wohl einmal wider die Franzosen vonnöten sein dürfte. Da wollte ich auch alsdann euch umsonst das meinige tun und mit dem, was ich bei ihnen gelernt, das Lehrgeld dermaßen bezahlen und ihnen wiederum eintränken helfen, was ihr Uebermut an uns verübt, daß es eine Lust und Freude sein sollte!“ Es spricht aus der Rede der ganze grimme Franzosenhaß des ehemaligen kaiserlichen Soldaten.

Jetzt war die Zeit, die Worte wahr zu machen. Grimmelshausen nahm nochmals Kriegsdienste.

Er hatte seine Kräfte überschätzt; der alternde Körper war den Aufregungen und Anstrengungen des Feldzugslebens nicht mehr gewachsen. Ueber die näheren Umstände bei seinem Tode erfahren wir nur, was der damalige Kenchener Pfarrer Kaspar Beyer, als die Gefahr vorbei war und er in sein Pfarrhaus zurückkehrte, in sein Kirchenbuch eintrug. Es lautet auf deutsch:

„1676 den 17. August verschied in dem Herrn der ehrenfeste, an Geist und Wissen hervorragende Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen, Schultheiß dieses Ortes; und obwohl er wegen des Kriegstumults Kriegsdienst angenommen hatte und seine Kinder da und dort zerstreut gewesen waren, kamen doch hier durch Zufall alle zusammen, und der Vater starb, wohlversehen mit den Sterbsakramenten und wurde begraben. Seine Seele ruhe in Frieden.“

Ungern hat die neuere Forschung die Lebensgeschichte Grimmelshausens manches romantischen und abenteuerlichen, den Schicksalen des Romanhelden Simplizius entlehnten Zuges entkleiden müssen. Was sie nahm, gab sie ihr wieder durch die Aufhellung des tragischen Ausgangs des Dichters. Das Bild des tapferen Schultheißen, der inmitten der Todesangst und wilden Flucht der Dorfgenosser allein aufrecht steht, zuerst die Seinen in Sicherheit bringt, dann den rostigen Degen von der Wand nimmt und sein letztes Kößlein aus dem Stalle zieht, um in seinen alten Tagen noch einmal in den Sattel zu steigen und gegen die Franzosen auszureiten, es leuchtet heller als die glänzendsten Szenen des Simplizissimus; es ist der würdige Abschluß eines kerndeutschen Lebens.





Von Georg Kappes.

Und seh' die Halde um den Main
Zu meinen Füßen liegen.

Auf dem Berge, der sich zwischen Main und Tauber drängt, stehe ich im Geist und schaue von hoher Felsenwarte hinab in die Täler. Ruhig umfließt der Main die Höhen, indem er den Hindernissen ausweicht. Mit Macht hat die Tauber, die „Tosende“, die Schranken durchbrochen, die sich ihrem Lauf entgegenstellten. Dort unten vereinigen sich beide zu einem breiten Fluß. Wie eine sichere Zufluchtsstätte mag allezeit der Berg zwischen den Flüssen den Umwohnern erschienen sein. Einst legten sich, vielleicht schon zu Beginn unserer Geschichte, Volksstämme an „Haag“ und „Heide“ einen Ringwall an, um Tiere und Habe in Zeiten der Gefahr zu bergen. Im Mittelalter erbaute da ein stolzes Grafengeschlecht seine starke Burg, um Land und Leute zu beschirmen und zu beherrschen. In vergangene Zeiten blicke ich zurück. Wie die Gewässer drunten vor meinen Augen dahinströmen, so ziehen frühere Jahrhunderte an meinem Geiste vorüber.

*

Einst, wohl längst vor unserer christlichen Zeitrechnung, hatte sich eine Sippe eines fremden Volkes am linken Tauberufer, nahe bei der Mündung, angesiedelt. Der Reichtum an Fischen mochte sie hier festgehalten haben. In lauwarmer Frühlingsnacht wimmelt's ja jetzt noch am Mühlwehr von Weißfischen, die vom Meer heraufgeschwommen sind, um hier zu laichen. Von daher kommen noch immer die Züge von Aalen. An anderen Fischen ist kein Mangel. So war zu allen Zeiten die Kunst der Fischer zahlreich vertreten. Und heute noch nährt dieses Handwerk seinen Mann. Als später germa-

nische Völkerstämme sich hier niederließen, hielten sie sich wohl von diesen „Welschen“ fern, die noch lange ihr eigenes Dorf bewohnten. Die Völkerwanderung brachte die neuen Bewohner. Alemannen durchbrachen den römischen Grenzwall, der von Osterburken über Wallbüren nach Miltenberg führte, und zogen dann weiter nach Süden. Burgunder folgten später und strebten wieder fort über den Rhein. Thüringer besetzten von Norden her das freigewordene Land und errichteten in Würzburg eine Herrschaft, die aber auch nicht von Dauer war. Der mächtige Stamm der Franken breitete sich vom Rhein her aus. Glieder dieses Volkes waren es, die auf dem „Wört“, der grünen Wiese am Ufer, sich ein „Heim“ gründeten. So entstand Wertheim. Sie trieben, wozu Wasser und Land mit ihrem Reichtum sie anleitete: Fischfang und Jagd, Ackerbau und Viehzucht. Bald erschallte in der Gegend die Predigt vom Heiland der Welt. Der heilige Kilian war mit seinen Genossen von Irland herübergekommen. Wenn auch dieser Schutzherr des Frankenlandes für die heilige Sache starb, so lebt doch sein Name in der Erinnerung des Volkes fort. Was er begonnen, vollendete Bonifazius. Das Volk wurde bald für das Christentum gewonnen. Noch boten damals die Flußläufe leichtere Reisegelegenheiten als die schlechten Wege durch Wald und Sumpf. Karl der Große fuhr manchmal im Schiff an Wertheim vorüber, wenn er seine Burgen in Ostfranken besuchte oder im Speßart den Auerochs oder den Eber jagte. Dann mochten sie vom Gestade aus ihren Herrscher begrüßt haben. Handel entwickelte sich später am günstig gelegenen Ort. Kaiserliche Gunst verlieh im Jahr 1009 Wertheim das Marktrecht. So sehe ich im Geist das uralte Wertheim am linken Tauberufer zwischen der Schanze und dem Wasser eng um seine Kirche gedrängt, die einst nur aus Holz errichtet war und dann aus Stein erbaut wurde; die so Jahrhunderte überdauerte, bis sie später von den reißenden Wogen der Tauber fortgespült wurde.

*

Reisiges Volk kam unter der Führung seines Herrn hierher. Franken waren es, die um 1100 nach Christus sich auf dem rechten Tauberufer niederließen. Auf dem Berghang da unter mir hob ein Bauen an. Ein mächtiger Turm wurde aus Sandsteinquadern gefügt; eine Ringmauer umschloß ihn. Der tiefe Burggraben wehrte den Zugang von der Höhe her. Der steile Abhang verhinderte einen Angriff vom Tale aus. Der Bergfried bot Schutz den Leuten, die im eingefriedigten Platz beim Herannahen von Feinden ihre Zuflucht suchten. Und unten auf der Landzunge zwischen den Flüssen entstand eine neue Siedelung, die mit ihren sich kreuzenden Gassen und dem breiten Marktplatz, den Mauern und Türmen städtisches Aussehen gewann. Ein neues Wertheim entstand neben dem alten. Bald verband eine Brücke über die Tauber beide Orte. Vom Bauland her kam das Getreide auf Wagen, um hier in Schiffe verladen mainabwärts gefahren zu werden. Die Fuhrleute nahmen allerlei Waren, die auf dem Stapelplatz am Mainufer von fremden Kaufleuten feilgebieten oder in der Stadt gefertigt wurden, wieder mit. Der feine Frankenwein gewann einen Ruf und wurde weithin verschickt. Alte Straßen führen steil vom sumpfigen Tal auf die Höhen, „Weinstraßen“, der Name besagt, wach kostbares Gut hauptsächlich darauf befördert wurde. Die Bürger Wertheims wurden wohlhabend, daß sie ihre Häuser fein in Fachwerk mit zierlichen Erkern erbauen und mit schönem Hausrat ausstatten konnten. Auf der Burg erhoben sich herrliche Bauten, welche die Macht und den Reichtum der Grafen bekundeten. Da kehrten die deutschen Kaiser an, wenn sie zu den Reichstagen zogen. Da gingen die Ritter, welche als Vasallen zu dem Grafenhof zählten, aus und ein. Da war auch Wolfram von Eschenbach, der Minnesänger, ein gerngesehener Gast. Höfisches Leben mit seinen feinen Formen entfaltetete sich da. Und wenn einer dieser Grafen zu seinen Vätern versammelt ward, dann bestatteten sie ihn dort unten in der Gruft der von ihnen erbauten Kirche; über

seinem Grabe aber errichteten sie ein Denkmal, das ihn in seiner Waffenrüstung darstellte, damit er so unter seinen Nachkommen fortlebe.

*

„Gott will es!“ Das war die Losung, mit welcher die Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen zogen, um das Heilige Land von der Herrschaft der Mohammedaner zu befreien. Wie wendet sich oft alles um in der Weltgeschichte! Damals waren die Türken unsere Feinde, und jetzt sind sie unsere Bundesgenossen. Wenn in diesem Weltkrieg deutsche Soldaten gegen Osten fahren, um in Palästina oder Mesopotamien gegen unsere Feinde zu kämpfen, so schützen sie den Türken das Land vor der Eroberungslust der gemeinsamen Gegner. Ueber die Höhen des Maintales kamen damals vom Rhein her Züge von Kreuzfahrern, um dann längs der Donau ihren Weg nach Konstantinopel zu machen. Mit Kaiser Konrad III. nahmen auch ein Graf von Wertheim und andere Herren des Frankenlandes das Kreuz. In Kleinasien erlitten die deutschen Kreuzfahrer eine Niederlage. Die Eroberung von Damaskus mißlang. Nur Trümmer des stattlichen Heeres retteten sich. In ihrer Not gelobten der Graf und seine Freunde, ein Kloster zu stiften, wenn sie die Heimat wiedersehen würden. Sie kehrten zurück und erbauten im Taubertal das Kloster Bronnbach. Mönche aus dem Zisterzienserkloster Maulbronn hielten da ihren Einzug. Sie versorgten von da aus die Nachbarorte mit Gottesdienst und lehrten die vornehme Jugend in ihrer Schule. Indem sie Weinberge und Gärten anlegten, bessere Obstbäume und neue Fruchtarten einführten, gaben sie dem Volk Anregung, die Landwirtschaft ertragreicher zu gestalten. Mit Kreuz und Pflug trieben sie ihr Werk. Ehrwürdig steht vor uns die romanische Kirche mit ihrem herrlichen Kreuzgang. Lieblich liegt Bronnbach im fruchtbaren Taubertal und läßt uns an die Kampfnot der Kreuzfahrer und an die Friedensarbeit der Mönche denken.

*

Eine neue Zeit war angebrochen. In Wittenberg hatte Martin Luther am 31. Oktober 1517, just vor 400 Jahren, seine 95 Sätze gegen den Ablasshandel angeschlagen. Bald nachher fuhr er über Würzburg nach Heidelberg, um dort in öffentlicher Besprechung mit seinen Gegnern seine neue Lehre zu verteidigen. Auf der Reise berührte er wohl auch Wertheim. Es wird erzählt, daß er beim Anblick der Stadt das Wort gesprochen: „Von Feuer hat Wertheim nichts zu befahn, im Wasser aber kann's untergahn.“ Was Luther da als möglich hinstellte, drohte der Stadt schon oft, wenn die Fluten der Tauber heranbrausten und die Wogen des Mains sich dazugesellten. Dann glich Wertheim der Stadt Venedig. Die Jugend mochte sich freuen, mit Rachen und Flößen in den Gassen herumfahren zu können. Aber manches alte Haus wich von seinen Grundmauern und tat einen bösen Fall. — Große Geistesbewegungen greifen weit im Volk um sich. Längst waren die Bauern über die unwürdige Behandlung durch ihre Fürsten und Herren unzufrieden. Jetzt prüften sie an der Bibel ihre ihnen aufgezwungenen Pflichten und fanden, daß ihnen auch entsprechende Rechte zustünden. Was ihnen nicht freiwillig gewährt wurde, nahmen sie mit Gewalt. Da gingen Ritterburgen und Mönchsklöster in Flammen auf. Von Miltenberg her sehe ich im Geist eine Schar Bauern unter der ihm aufgezwungenen Führung des Götz von Berlichingen gegen Würzburg ziehen, um die Herrschaft des unbeliebten Bischofs zu brechen. Vergeblich bestürmten sie die Feste Marienburg über Würzburg. Sie holten sich blutige Köpfe. Bei Königshofen erlag der Rest der schlechtgerüsteten Bauern gegen das waffengeübte Ritterheer. Was das Volk damals erstrebt hat, ist ihm längst gewährt. — Der 30 jährige Krieg, welcher in Folge des Glaubensgesetzes ausbrach, ist natürlich an Wertheim auch nicht spurlos vorübergegangen, zumal da die Grajen in ihren zwischen den Bistümern Würzburg und Mainz gelegenen Gebieten die Reformation eingeführt hatten. Die Lage der Stadt an der Mündung der

Tauber in den Main machte ihren Besitz besonders wichtig, da sie mit ihrer festen Burg zwei Täler spernte. Kaiserliche und Bayern suchten sie den Schweden wiederholt zu entreißen. Zweimal belagerten sie die Burg. Leider sank so das Schloß in Trümmer. Für Wertheim war es ein Ehrentag, als im Herbst 1631 der Schwedenkönig Gustav Adolf seinen Einzug hielt. Daß durch sein Bemühen der Bürgerschaft ihre bürgerlichen Rechte von seiten der regierenden Grafen von neuem fest verbürgt wurden, rechnete man dem König hoch an. Heute noch führt Wertheim die schwedischen Farben blau und gelb in seiner Stadtfahne. Böse Zeiten waren es, da auch Wertheims Blüte in langem Krieg unterging. Daß Friede ernährt und Unfriede zerstört, mußte unser deutsches Volk damals erfahren. Da Protestanten und Katholiken sich stritten, freuten sich als Dritte Franzosen und Schweden, welche Stücke deutschen Lands uns entrissen; und die Engländer legten damals in der Zeit unserer Unmacht den Grund zu ihrer Weltmacht.

*

Noch einmal kam große Bewegung in den sonst so stillen Weltwinkel. Etwas über 50 Jahre sind seitdem verflossen. Nicht allzugern ist man daran erinnert. Im Bruderzwist stand der Norden und der Süden Deutschlands einander gegenüber. In schweren Kämpfen hatten die Preußen den Sieg über die Oesterreicher auf den Schlachtfeldern in Böhmen davongetragen. In unserer Gegend ging der Krieg von 1866 zu Ende. Die preußische Mainarmee zog von Frankfurt heran, um die süddeutschen Bundestruppen zu bekämpfen. Bayern, Württemberger, Badner zogen sich vor ihnen zurück. Es fluteten die Truppen der verschiedenen Staaten durch die Gassen Wertheims. Zuletzt wollten die Aufgebote ihre eigenen Länder beschützen. Ohne einheitliche Leitung vermochten sie der tüchtigen Führung des Gegners nicht zu widerstehen. Bei Hundheim und Werbach erlagen die Badner, bei Tauberbischofsheim die Württemberger, bei Uettingen und Roß-

brunn die Bayern. Der Krieg brachte die Cholera ins Land, und Not war in seiner Gefolgschaft. Doch es war der letzte Bruderkrieg, den deutsche Stämme gegeneinander geführt. Die berühmte Mainlinie, die einst Nord und Süd getrennt hat, ward überbrückt. Sie hatten es gelernt, daß nur Einigkeit stark macht. Das „Feinde ringsum!“ zwang sie, sich die Bruderhand zu reichen und treu zusammenzustehn, wenn von West oder Ost das gemeinsame Vaterland bedroht werde. Die Spuren jenes Bruderkrieges sind längst geschwunden. Still gedachten wir im Jahre 1916 der bösen Zeit vor 50 Jahren.

*

Bei aller Unruhe, die uns umgibt, flüchten wir uns gern in die Stille der Vergangenheit. Bilder aus verschwundenen Zeiten sind es, die an unserem Geist vorübergezogen sind. Von unserer hohen Warte aus haben wir unser Volk gesehen in seinem Werden und Wachsen, bei seiner Arbeit und seinem Schaffen, in seinen Stammeskriegen und Geisteskämpfen. Zur Größe ist es allmählich gekommen. Nun soll es wieder in die Ohnmacht zurückgestoßen werden. Dem wehren unsere Krieger. Daß du, mein Wertheim, im tiefen Frieden deiner Täler zwischen deinen Bergen daliegen kannst, das danken wir den tapfern Streitern auf der Grenzwacht. Ihnen gilt unser Gruß aus der teuern Heimat.





Besuch in Wertheim

Von Heinrich Vierordt.

Es war zur Zeit der Schlehenblüte,
Es war im lieblichen April,
Die Frühlingsabendsonne sprühte
Ihr Gold auf Matten warm und still;
Die Bockenrother Steige nieder
Schritt ich und sah mit einemmal
Das alte, liebe Wertheim wieder
In seinem alten, lieben Tal.

O Stadt am Main und an der Tauber,
In Blütenbäumen hold versteckt,
Mir hat dein jugendlicher Zauber
Der Dichtung Morgenkeim erweckt!
Daß sich mit Wald und Blüt' und Reben
Verflochten innig mein Geschick,
Warf seither auf mein ganzes Leben
Recht einen hellen Sonnenblick.

Nach deinen einsam stillen Heiden,
Nach deiner Wiesen frischem Tau,
Nach deines Speessarts sonn'gen Weiden,
Nach deinem stolzen Grafenbau,
Nach deiner Berge moos'gen Spalten,
Nach deines Tals verschwiegnem Glück
Trieb es mit magischen Gewalten
Den Wandrer heimwehvoll zurück.

Im Odenwalde frühgewitternd
Ging fernes Grollen, lichtiges Glühn,
Mit erd'gem Waldgeruche, zitternd
Flog um die Berge junges Grün;
Die quellenprühnden Felsenstürze
Umwallte warmer, goldner Duft;
Ich sog der Blumen süße Würze
Und badet' in Gewitterluft.

Die Turmuhr schlug; ich hörte wieder
Die Stimmen einer alten Zeit
Und beugte sehnend mich hernieder
Zum Bilde deutscher Traulichkeit;
Wie lang ich dort Erinnerungstrunken
Gestanden bin, ich weiß es nicht —
Die Sonne war hinabgesunken,
Im Maintal floß der Nebel dicht.

Ein kühler Nachtwind säuselnd behte
Mit leisem Hauch in Baum und Strauch,
Gastfreundlich auf dem Städtlein schwebte
Der Dächer abendlicher Rauch;
Draus ragten hoch die Kirchenspitzen,
Der Mainturm und das Brückentor,
Dann stieg im Birkenwald mit Blitzen
Der Vollmond überm Schloß empor.

Sein Licht lag schimmernd auf den Wegen,
Am Kirchhof bog mein Pfad vorbei,
Das Gras durchstrich's wie Abendsegen —
Manch alter Freund auch schläft dabei;
Von jungen Blüten stroht der Flieder,
Von Wellen schäumt das Mühlenwehr,
Knospen und Wellen kehren wieder,
Die Freunde kehren nimmermehr.

Mit reinem Glanz die Sterne schienen
Durchs blendend weiße Silberlaub,
Als schwirrt' ein Schwarm von goldnen Bienen
Von Zweig zu Zweig im Blütenstaub.
Durchs Stadttor ging's, die Wange glühte,
Der Blick ward hell, das Herz ward still —
Es war zur Zeit der Schlehenblüte,
Es war im lieblichen April.

Aus „Vaterlandsgefänge“ von Heinrich Bierordt (Heidelberg, K. Winter) mit gütiger Erlaubnis des Dichters und des Verlegers.



Von der Königshöfer Messe, vom Bauernkrieg und anderem

Von Anton Sack.

Da ruh' ich hier oben in der Nähe des Gipsbruches und umfasse mit wohligher versonnenem Blick die Heimat: das Dorf und das Tal und die Menschen, die den Segen der Ernte bergen. Auf der obstbaumgesäumten Landstraße schwanke die Kornwagen, schwerbeladen. Und vor dem Städtchen, in der breiten Flur gegen Lauda zu ist auch schon die Dreschmaschine in vollem Gange. Da steht sie zwischen hochgetürmten Getreidehaufen, bedient von einer Schar geschäftiger Menschen: die Männer in Hemdärmeln, die Weiber in bunten Unterröcken, ein weißes Kopftuch auf, das wie ein Dächelchen über die Stirn ein wenig vorspringt. Alle Augenblicke, wenn eine Garbe auf den Dreschkasten hinübergeschwungen, blitzen Gabelzinken hell auf. Dabei schnurrt und brummt die Maschine wie ein sich wohlfühlendes Riesentier. Unermüdlich arbeitet die Maschine, zwingt und beschwingt die Menschen zu gleichem Arbeitstempo. Trotzdem bleibt noch Zeit und Lust zu mancherlei Scherz und Gerede. Nicht nur wenn der Bierkrug ermunternd kreist! Zumal für das Weibsvolk hinten bei den Strohschüttlern gilt das Wort: „Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort.“ Und der Peter, der alle Jahr einlegt, kurz und dick, mit mächtigem Schnurrbart, der unverbesserliche Junggeselle, schäkert mit der Marie, die ihm die aufgebundenen Garben zureicht, und zwinkert pfiffig mit den Augendeckeln. Der Dunderwetter!

„Marie, bischt du emohl e Schäßfern! Sooch, hott dei Botter no meh sotti Madli? Ha, nochert is ka Wunner, daß bei euch die Dohler wogsche wie

die Flöh. Sooch, könnt mer kans von euch demnächst howe?“

Drauf die Marie: „Zaat wär's zwor scho für diech, ower du bischt en wacker olter Kerle, unn do waß i nit, ob ans von uns Madli grad diech nemmt, — sou en sitzegebliewene Simbach!“

„Sehn d'r emohl die Schnock! Mant sie, i wöllt heire — unn derweil denk i bloß ons Bläsiehr vum große Mark. In e boor Wuche is er doch. Unn do hob i g'mant, i könnt' diech zu em Dänzle howe odder, wann de die Korasch hoscht! — zu ere Karoffelbardieh. Ha? I däd d'r dann a, wannt scho mei Herz nit mogscht, e bessers verähre: — e Lebkucheherz! Des grösch, wu's geit. Uns mit em seidene Bändele unn em schöne Sprüchle.“

Damit sind der Peter und die Marie bei der Königshöfer Messe angelangt. Es ginge auch sonderbar zu, wenn es um diese Zeit anders wäre. Denn die Messe ist das größte Ereignis im Königshöfer Jahr. Sie findet im Herbst statt; sie ist gleichzeitig so etwas wie Erntefest der ganzen Gegend. Daher rechnet der Königshöfer — und was überhaupt ein richtiger Taubertäler oder Bauländer ist — mit der Meß so gut wie mit Weihnachten oder Pfingsten. Auch die reichen, stolzen Hofbauern aus dem „Gaa“ kommen: mit ihren Bäuerinnen in weiten Reifröcken, in buntem seidenem Staat; mit prächtigen breiten Gäulen, die in silberplattierten Geschirren prunken. Das gehört so zu der Stattlichkeit und der Würde des Hofes. Und im nahen Amtsstädtchen ist es Sitte der Beamtenwelt, der Messe einen Sonntagsausflug zu widmen. Bei den Königshöfern selbst wird schon 14 Tage vorher gerüstet und gebürstet, gepuzt und gebacken. Meine Tante hat mich zu der Festwoche immer extra mit einem „Zwiewelblook“ bedacht. Das war halt mein Lieblingskuchen. Darum stand ich auch dabei, wenn die Tante, den Schürzenzipfel über die Finger gelegt, den heißen Backofen öffnete. O schöne Zeit! O guter Kuchen! Mit einem Mordstück in der Hand bin ich losgestiefelt, um den Aufbau der Meßbuden zu beobachten, das

eben eingetroffene Kamel zu begutachten, strahlend vor Vergnügen all die Herrlichkeiten und Neuheiten im voraus zu mustern. Und es dünkte mir, daß es sich nirgendwo anders auf Erden so herrlich und in Freuden leben lasse, wie in meinem Heimatstädtchen. Na ja, sucht auch einmal in unserem badischen Musterländle, wo es noch eine Meß gibt, die volle acht Tage dauert und die vier Haupttage zählt; sucht, wo eine ganze Budenstadt aufgerichtet wird, mit Wegen und Warnungstafeln, mit Zeltwirtschaften, in denen die „Muhsiech“ spielt, unausgesetzt Teller und Schüsseln klappern, das Bier immerfort frisch vom Faß läuft, und der Dampf von Sauerkraut und Bratwürsten wogt und zieht wie Herbstnebel! Ja, wenn du dich da oder auch in einer der Wirtschaften des Städtchens restauriert und lustiert hast, — ah, mein Lieber, da fallen die Photographien besonders gut aus, da triffst du die weißen Tonpfeischen und das blecherne Getier der Schießbuden ohne weiteres, da erschreckt dich kein Teufel, der unvermutet aus so einer Schachtel springt, da kann dir der Kerl, der Messer verschluckt, gar nicht mehr imponieren, da lachst, quiekst, schreiest, brüllst du im Chor des amüsierten Festgewimmels noch einmal so leicht und so laut — und da kaufst du, was die Hauptsache ist und dich besonders beliebt macht, deiner Frau oder deinem Schatz noch einmal so gern. An Auswahl fehlt es wahrhaftig nicht. Tausenderlei Gegenstände des Spiels, des Schmucks, des Bedarfs sind der Schau- und Kauflust ausgestellt. Früher, als die Kaufgelegenheiten auf dem Lande noch nicht in dem Maße wie heutzutage vorhanden waren, als Bahn und Post noch nicht verkehrten, nur ab und zu ein Hausierer vorsprach oder die Bötin für gut Wort und Geld in ihrer „Köze“ dies und das besorgte, damals deckten sich die Meßbesucher auf ein ganzes Jahr mit praktischen Dingen ein, und nicht nur mit Spiel und Tand. Da erhandelten sie beim Küfer Gottfried, beim Häfners Anton, beim Spenglers Franz u. a. m. ihre Töpfe, ihre Butten, ihre Ledergeschirre und Handwerkszeuge. Damals verdienten die Königs-

höfer Handwerksleute noch Geld. Das sollten sie auch. Deswegen hat ein Kaiser in landesväterlicher Fürsorge die Messe gestiftet. Denn Königshofen hatte böse Zeiten hinter sich.

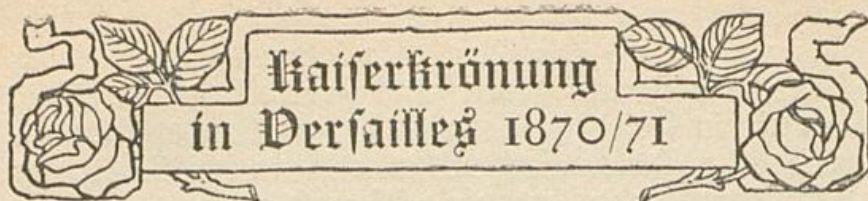
Ein unheimlicher Gast war in das Städtchen gelangt. Trotz Turm und Tor und Wächter. Von seinem Atem starben die Einwohner wie die Fliegen am vergifteten Teller. Auf der Straße fielen sie um, jäh vom Fieberschwindel ergriffen, von einer unwiderstehlichen Schwere zu Boden gezogen. Es waren grauenvolle Tage. Die Pest wütete fürchterlich. Ganze sieben Menschen blieben in jener Zeit am Leben. Und als sich der Ort etwas erholt und neu bevölkert hatte, da umbrandeten ihn die Unruhen, die Kämpfe und Schrecken des Bauernkrieges. . . . Die Erinnerung an jene Zeit stimmt mich stets traurig — weil die im Kern gesunden und berechtigten Forderungen der Vorfäter durch deren ureigene Schuld und Maßlosigkeit mißlingen und ihr Los nach dem Aufstande viel trauriger und drückender war als je zuvor. Vergeblich ist ihr Blut in jener Schlacht bei Königshofen geflossen. Nein, es war keine Schlacht; es war eine Mezelei, bluttriefend, erbittert und erbarmungslos. Im Muckenwinkel hinten — so erzählte dem erschauernden Büblein der alte Gärtners Melcher, das gebeugte Männlein, dessen Atem presthaft schnarrte, dessen kurzer Bart spinnwebenfein und weiß war — im Muckenwinkel hinten haben sie ihnen die Augen ausgedolcht, und droben auf dem Turmberg haben sie mehr denn ein Duzend gehentt. . .

Wie manches Mal verweilte ich an jener Richtstätte, wenn die Sommerjonne sank. Der Turm und die Tannen standen ernst in der Feierstille der Abendglut. . . . Zu meinen Füßen ruhte das Talgefülle. Linkerhand, über Edelfingen, ragte auf Bergeshöh' einsam am Waldessaum die Mauerwand der alten Wallfahrtskirche, umdüstert von den Greueln der Schwedenzeit. Rechterhand tauchte mit der Stimmung seiner ehrwürdigen Vergangenheit das Wahrzeichen der Liobastadt Tauberbischofsheim auf. Und geradeaus schweifte der Blick weit den schönen

Schöpfergrund hinan. O Heimat, teure
Heimat, da ich den Duft und Atem deiner Wälder
spüre, die Fruchtbarkeit und Freiheit deiner Flur,
den tiefen Frieden deiner Abendglocke, empfinde ich
erneut beglückten Herzens, was ich in schicksalsvoller
Lebenswanderung gewaltig sehrend oftmals hab' ge-
fühl:

„Wie weit du auch gewandert in der Welt umher,
Wie die Heimat so findest kein Plätzchen du mehr!“





Kaiserkrönung
in Versailles 1870/71

In Karlsruher Mundart.

Von Fritz Römhild — Romeo —.

Das ganze Deutsche Reich deß isch
Ein Volk jetzt norr von Brüder,
Hat uns der Lehrer damals g'sagt,
Der Kaiser sei der Hüter.

Un unser Großherzog wär's g'west,
Der hätt' auf d' Krönung 'drunge,
Deß erschte deutsche Kaiserhoch
Sei aus sei'm Mund erklunge.

Ganz Deutschland däht mit Schtolz der Blick
Zum Großherzog erhewe,
Dann heñ mir unser Fürschtehaus
Mit Hurra lasse lewe.

Wie hat dort unser Buweherz
Doch voll Begeischtrung g'schlage,
— Der Lehrer hat's verschtande halt —
Un wie er mich duht frage:

„Warum hat 's erschte Hoch ausbracht
Der Großherzog von Bade?“ —
„Weil Bade 's Muschterländle isch
Von alle deutsche Schtaate!“





Von Karl Hesselbacher.

Gelt, das ist doch das Allerschönste in der Welt, das Wörtlein: Daheim? Von was redet ihr Kameraden draußen im Feld lieber? Wenn einer anfängt, von „Daheim“ zu erzählen, da wird auch der Müdeste wach, und der Stummste wird redselig. Man kann gar nicht genug kriegen, davon zu sagen, „wie sie's daheim machen“ und „wie's daheim aussieht“. Und jeder denkt: „Bei mir daheim ist's am allerschönsten.“ Da kommt's auch nicht drauf an, ob einer in den rauchigen Straßen am Hafen in Mannheim wohnt, ob das Heimathaus am Rand der Schwarzwaldberge unter rauschenden Tannen steht, oder ob der Neckar seinen blizenden Weg an dem obstbaumversteckten Dörflein vorüberzieht, ob die Heimat ein einsamer Hof im Land der „Gänsschmauser“ ist, oder ob einer das weiße Segel über die blauschimmernde Flut des Bodensees schweben sieht — „daheim ist daheim“ und „daheim ist das Paradies“.

Und was ist der allerschönste Traum, der euch umlächelt? Da mögen die wildesten Kämpfe getobt haben, daß die Nerven zittern und der Kopf dröhnt, da mag Tod und Verderben seine grauenhaftesten Lieder gesungen haben — wenn das Heimathaus vor euren Augen erscheint, ist alles gut. Das rote Ziegeldach mit dem Storchennest, der Baumgarten, in dem der Bienenstand steht, der breiträumige Hof, über dem die riesige Scheuer aufragt! Horch, wie die „Scheck“ und die „Kote“ aus dem Stalle rufen! Sieh, wie der Phylax hinter den Hühnern springt! Und unter der Haustür — der Blondkopf! Und aus der Küche die Stimme deines Weibes: „Komm rein, Konrädle, deck den Tisch!“ Und auf den

Straßen die Mägdelein im Ringelreihen! Wie sie
singen:

„Kling, klang, Gloria,
Wer sitzt in diesem Tore da?“

Und über die abendlichen Gassen steigen die Rauch-
säulen lichtblau in den goldenen Himmel, und die
Wagen kommen gefahren — wie duftet das Heu!
Wie leuchtet das goldene Korn! Und der Schorsch
knallt mit der Geißel, und der Großvater kommt
zum Abladen, und die Eva und die Lisbeth holen
den kühlen Apfelmost aus dem Keller. Ah! wie tut
das gut, auf der Bank hinter dem Tisch in der
Stubenecke nach all dem heißen Werken auf dem
Acker draußen! Und dann geht der Ton des Abend-
läutens friedvoll über die stille Welt des Dorfes —
und alles ist gut, alles ist gut!

Gelt, wenn der Traum von der Heimat durch
die Seele fährt, versinkt Not, Leid und Sorge, und
ein Morgen leuchtet, so hell und rein, als ob sich
der Himmel aufstäte!

Und der Arbeiter in der Stadt? Vielleicht war
einmal ein finsterner Tag, an dem der Unmut dich
packte über die finsternen Straßen und die vielen
steilen Treppen, die es zum Hinterhaus hinaufging.
Da ballte einer die Faust und rief: „Unsereiner hat
keine Heimat!“ Aber jetzt? Jetzt denkst du des
stillen Winterabends, an dem du in deiner Küche
neben dem Herd saßest, und die Lampe schien, und
dein Weib rüstete das Abendessen, und die Kinder
saßen an ihren Schularbeiten, und du blicktest über
die Möbel, die du mit eigener Hand gezimmert hast,
und der ganze fröhliche Abend sang ein einziges
Liebes Lied: „Ich bin daheim!“ Nicht wahr, jetzt
kommt das Lied wieder in deine Ohren? Jetzt klingt
es, als ob die Engel es sängen: „Wie gut hab' ich
es, daß ich daheim sein darf, ein geborgener Mann,
wenn alle Trübsal vorüber ist!“

Daheim! Ihr spürt es allemal wieder, wenn die
kurzen Urlaubstage kommen. Was für ein Glück
ist das! Nicht aufzuwiegen mit allem Geld der

Erde. Mehr wie einer, der aus dem Feld heimgekommen ist, hat es den Seinen gesagt, wenn sie anfangen wollten zu klagen über allerhand Not und Beschwer der Kriegstage: „Ihr wißt nicht, wie gut ihr es habt. Ihr habt ein Flecklein Welt, wo ihr daheim sein dürft! Wäret ihr einmal draußen, wo wir sind, sähet ihr die zerschossenen Dörfer, die ruinierten Aecker, auf denen in vielen Jahren kein Korn mehr wachsen kann! Hättet ihr den Jammer der Menschen gehört, die mit den armseligsten Habseligkeiten aus ihren Häusern fortmußten, weil der Krieg über sie fiel! Hättet ihr an dem Fleck gestanden, an dem einer von uns sagte: Wenn der Eigentümer dieses Hauses einmal wiederkommen wird, findet er nicht einmal den Platz, an dem sein Anwesen gestanden ist! . . . Dann würdet ihr kein einziges Klagewort mehr sagen, sondern danken dafür, daß ihr es noch so gut haben dürft, d a h e i m zu sein!“

Daheim — ihr wißt, wofür ihr draußen steht. Wofür ihr blutet und leidet, hungert und friert. Dafür, daß dies „Daheim“ — euer Daheim bleibt. Daß keine Brandfackel in eure Häuser fährt, daß eure Weiber ungekränkt bleiben, daß eure Kinder ihre glücklichen Spiele unversehrt weiterspielen können. Und je grimmiger der Ernst dieser harten Zeit wird, je wütender der Feind droht, je mehr sie drüben in England schreien: Deutschland muß niedergewungen werden! — um so mehr ballt ihr die Fäuste um den Gewehrschaft und ruft: „Sie kommen nicht durch! Keiner darf in unsere Heimat. Wir hüten sie mit dem letzten Atemzug, mit dem letzten Blutstropfen, mit dem letzten Herzschlag!“ Gott grüß' euch, ihr Brüder, die ihr steht ohne Wanken — für unser, für euer „Daheim“!

Einmal kommt der wonnige Tag, an dem es heißt: „der Heimat zu!“ Das ist der lachendste Gruß in der ganzen Welt. Im badischen Oberland grüßt man sich am Abend, wenn der letzte Wagen vom Felde fährt: „Heime zue?“ Wie oft habe ich es gehört! Und allemal, wenn ich's gehört habe, ist mir's durchs Herz gegangen. Das klang so köstlich

und traulich. Man sah die offene Thür des Heimathauses, die lauter Ruhe verheißt nach des Tages Not. Was wird das für ein Jubel sein, wenn durch die Millionen draußen in Flandern und Polen, in den Vogesen und in den Karpathen, an der Wasserkaute und in Rumänien der einzige Ruf erklingt: „Heime zue! Heime zue!“ Dann ist alles vergessen, was erlitten und erkämpft worden ist. Dann ist nur noch e i n e s da: die offene Thür der Heimat. Und all die Arme, die sich nach euch recken, und all die Augen, die nach euch leuchten, und all die Hände, die die euren drücken — und all die Liebe, die große, heilige Liebe, die euch umfängt. Und dann werdet ihr sagen, ihr alle: „Es war der Mühe wert, was wir getragen haben, um dieses Tages willen, da es hieß: die Heimat ist gerettet. Es geht — heime zue!“

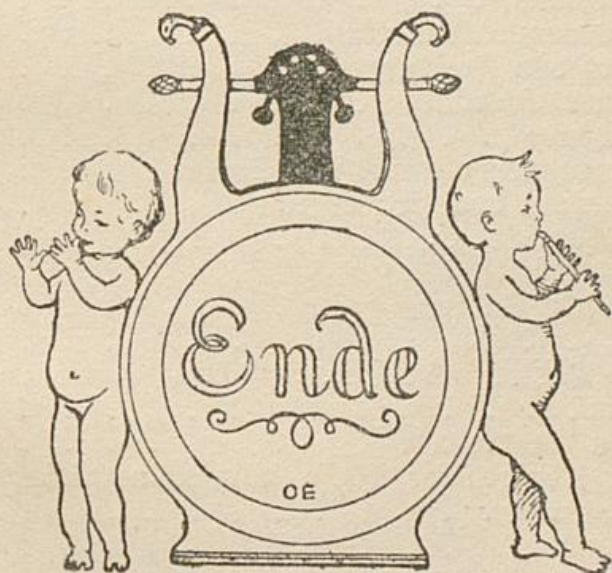
Aber der Tag ist noch so weit? sagt ihr. Wer weiß! Vielleicht ist er näher, als wir alle denken. Drum wollen wir uns freuen, wie sich der Wandersmann freut, der von fern die Binne des Heimathauses funkeln sieht weit über die weiße Wanderstraße und all die Berge, die es noch zu übersteigen gilt. Der Blick auf das Heimathaus macht stark, frisch und getrost. Jeder Schritt, den wir gehen, ist ein Schritt näher — der Heimat zu.

Und dann noch eins. Wir Deutschen haben einen feinen Dichter gehabt, der hieß Wilhelm Raabe. Der hat einmal gesagt: „Im Deutschen hat das Wort Heimat und das Wort Himmel denselben Ursprung. Die Sehnsucht nach dem Höchsten, was der Mensch auf Erden hat, legt der Deutsche in das Wort „Heimat“, die Sehnsucht nach dem Höchsten, was über die Erde hinaus liegt, bezeichnet er mit dem Wort „Himmel“. Der Dichter hat damit an die tiefste Sehnsucht gerührt, die eines Menschen Seele durchzieht: daheim zu sein in einer Welt, aus der uns niemand und nichts vertreiben kann. Es ist die Sehnsucht, die uns mehr als einmal packt in dieser grimmigen Zeitennot, in der wir stehen. Daheim zu sein in einer Welt, die keine Klage und keine

Trauer, kein Herzweh und kein zerbrochenes Glück kennt! — nicht wahr, das wäre doch das Herrlichste, was es gibt?

Davon redet der Weihnachtstag, zu dessen Licht wir dies Büchlein in eure Hände legen. Denn er sagt uns von dem Menschensohn, der „nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte,“ — von einem Heimatlosen, den die Erde nicht beherbergen wollte, und der doch eine Heimat hatte, die aus seinem Herzen leuchtete mit goldenem Schein. „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist?“ hat schon der Knabe mit zwölf Jahren gesagt. Und das war, was ihn siegen hieß über Menschenhaß und Menschenbosheit, über Kreuz und Todesnacht, daß er wußte: Ich bin daheim — in Gott.

Und das ist's, was wir euch, ihr Kameraden, im Jammer des Krieges ebensowohl wünschen wie uns in all der Härte dieser bösen Tage: den Frieden der Heimat in Gott. Dann legen sich eure Hände in die unseren mit dem frohen Glauben: „Mag kommen, was will — wir sind daheim!“



Inhalt.

	Seite
Dein Herz	3
Der Seehas	7
Der Messkircher mit dem folgjamem Weib	11
Heilwog	13
Winter auf dem Walde	14
Sternsingen in Haslach	16
In der Heimet	21
Pforzheim	22
Ein Brief aus dem Kandertal	27
Treu	28
Der Funkensonntag	30
Brandtorn wird zu Geld	34
Aus Heidelbergs Gassen	35
Fastnacht in Laufenburg	43
Mannheim	47
Bogberg	61
Der Refrut im Weinkeller	62
Kummisbrot	64
Fürst und Volk	67
Abend auf dem Turmberg	69
Fahnenweih un falschi Zähn	71
Der Furtwanger in Philippsburg	72
Viehsegen auf dem Feldberg	74
Höchenichwand	76
Zwei Schwarzwaldtannen	77
Das Herz von Freiburg	79
Breisgauer Schwänke	83
Die Hochburg	85
Großherzog Leopold und der Soldat	87
Die Jungfrau von Heitersheim	88
Scheibehart	89
U Kriagshochzit	92
Der badische Andreas Hofer	93
Trost	96
Wie der Dichter des „Simplizissimus“ starb	97
Wertheim	100
Besuch in Wertheim	107
Von der Königshöfer Messe, vom Bauernkrieg und anderem	109
Kaiserkrönung in Versailles 1870/71	114
Daheim	115

S 1165



BLB Karlsruhe



40 18033 4 031

40 18033 4 031

